

€ 9,-

herausgegeben von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

# GEGENWORTE

HEFTE FÜR DEN  
DISPUT ÜBER WISSEN

17. Heft Frühjahr 2007

Günter Stock, Christoph Marksches und Helmut Schwarz erörtern Strategien der Exzellenzförderung. Dagmar Simon, Andreas Knie, Stefan Hornbostel und Michael Hartmann fragen nach den Kriterien für wissenschaftliche Exzellenz. Ingrid Wüning erinnert an immer noch unerschlossenen geistigen Reichtum. Rainer Maria Kiesow plädiert für riskante Forschung, Gregor Markl warnt vor Vernetzungswahn, und Martin Korte macht sich Gedanken über Normierung. Carsten und Ferdinand Hucho blicken nach vorn mit Humboldt. Andreas Urs Sommer folgt der Spur der Erwählten. Rüdiger vom Bruch betrachtet die preußischen Universitätsreformen und Birger P. Priddat die Berater-Eliten. Heinz Duddeck stellt herausragende Nachwuchsforscher vor. Hans-Martin Gauger sondiert den akademischen ›Neusprech‹. Bruno Preisendörfer entdeckt den exzellenten Idioten. Conrad Wiedemann blickt zurück auf die Hochschulreformen der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts. Christoph Kehl berichtet von einem, der auszog, das Studieren zu lernen. Den Blick nach draußen werfen Thomas Becker (USA), Alexander Košenina (Großbritannien) und Rudolf G. Wagner (China). Mit einer Einführung und Dokumentation.

## EXZELLENT ODER ELITÄR?

DIE WIEDERKEHR DER ELITEN

# Inhalt

|                 |    |   |
|-----------------|----|---|
|                 | 3  | <b>Günter Stock</b><br>In eigener Sache   |
| Dokumentation   | 5  | Die Wiederkehr der Eliten<br>Einführung und Dokumentation   |
| Blick nach vorn | 13 | <b>Günter Stock</b><br>Strategien zur Exzellenzförderung  |
|                 | 17 | <b>Christoph Markschies</b><br>Die Exzellenz und der Exzellenz-Wettbewerb   |
|                 | 20 | <b>Ingrid Wünnig</b><br>Unerschlossener geistiger Reichtum – Warum<br>die Gender-Frage noch immer drängt                                    |
|                 | 23 | <b>Carsten Hucho und Ferdinand Hucho</b><br>Wilhelm von Humboldt – Schnee von gestern?  |
| Dossier         | 27 | <b>Dagmar Simon und Andreas Knie</b><br>Aus Mangel an Beweisen: ›Exzellente‹ Kriterien<br>in der Wissenschaft?                              |
|                 | 30 | <b>Michael Hartmann</b><br>Was heißt eigentlich ›Exzellenz‹?  |
|                 | 32 | <b>Gregor Markl</b><br>Vom Wahn der Vernetzung<br>oder: der Politik ins Netz gegangen   |
|                 | 35 | <b>Heinz Duddeck</b><br>Exzellenz? – Ja, es gibt sie!   |
| Im Gespräch     | 39 | <b>Helmut Schwarz</b><br>»Zwei Milliarden sind ein Tropfen auf den heißen Stein«<br>Gespräch mit Wolfert von Rahden und Christoph Mielzarek |
| Zwischenrufe    | 45 | <b>Bruno Preisendörfer</b><br>Exzellenz. Idiotie. Begabung  |
|                 | 48 | <b>Hans-Martin Gauger</b><br>Aus dem Wörterbuch des Un-Akademischen   |
|                 | 51 | <b>Christoph Kehl</b><br>Alma Mater – Quo vadis?  |
|                 | 54 | <b>Birger P. Priddat</b><br>Macht Beratung Elite?   |
|                 | 56 | <b>Rainer Maria Kiesow</b><br>Riskante Forschung. Eine Rede im<br>Wissenschaftsförderungszentralinstitut                                    |
|                 | 59 | <b>Martin Korte</b><br>Zwischenräume. Oder wo sind die Normmaße?  |

|                    |    |   |
|--------------------|----|---|
| Blick zurück       | 63 | <b>Rüdiger vom Bruch</b><br>Exzellenz und Exzellenzen   |
|                    | 66 | <b>Andreas Urs Sommer</b><br>Exzellenz und Erwählung  |
|                    | 70 | <b>Conrad Wiedemann</b><br>»moi haïssable«?   |
| Blick nach draußen | 73 | <b>Stefan Hornbostel</b><br>Exzellenz und Evaluierungsstandards<br>im internationalen Vergleich |
|                    | 76 | <b>Alexander Košenina</b><br>Der englische Patient  |
|                    | 78 | <b>Thomas Becker</b><br>Die groben und die feinen Unterschiede                                  |
|                    | 82 | <b>Rudolf G. Wagner</b><br>CatchUp. Die chinesische Karte                                       |

*»Es ist das Gegenwort, es ist das Wort,  
das den ›Drabt‹ zerreißt, das Wort,  
das sich nicht mehr vor den ›Eckstehern  
und Paradegäulen der Geschichte‹ bückt,  
es ist ein Akt der Freiheit. Es ist ein Schritt.«  
Paul Celan*



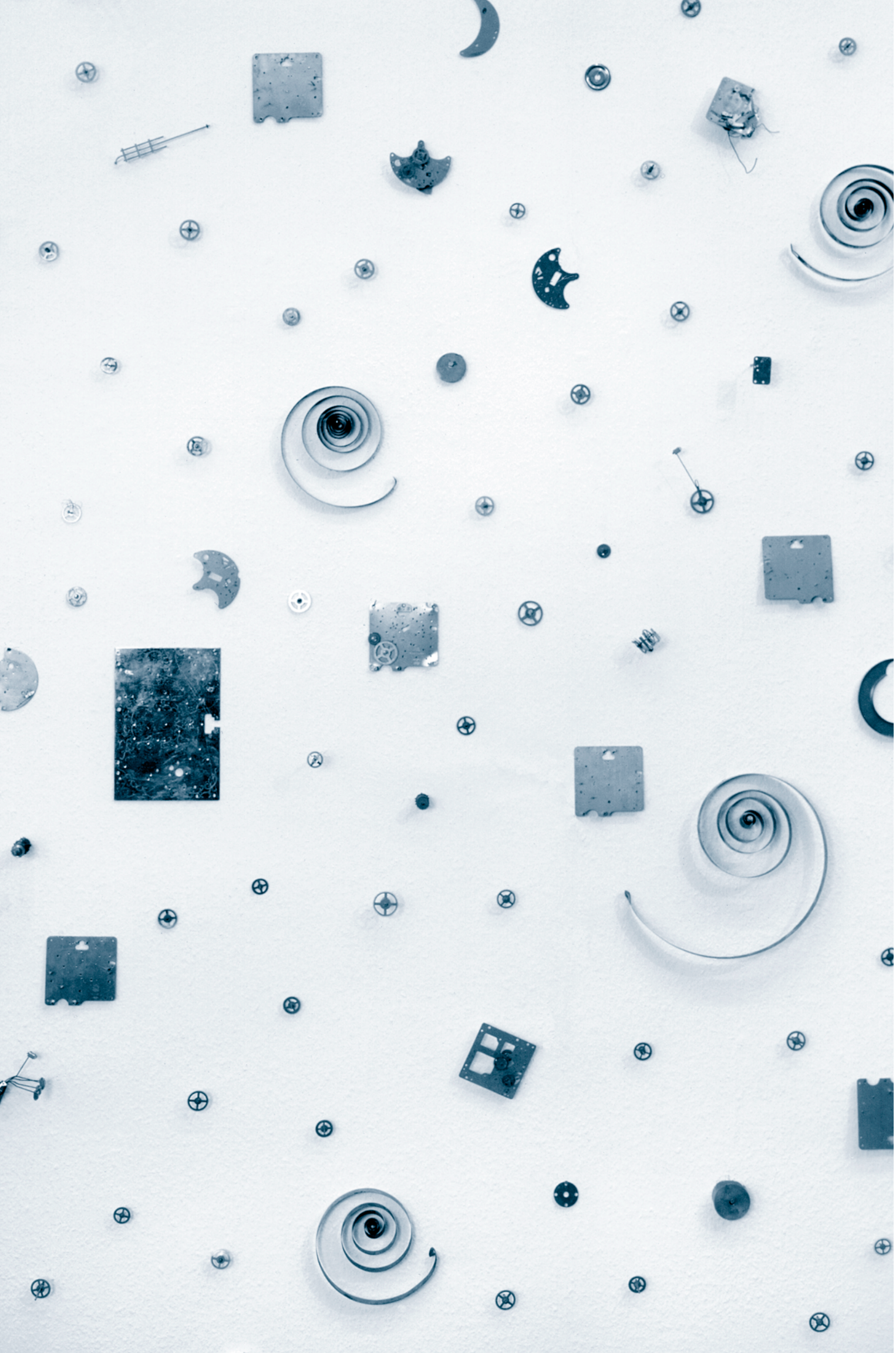
## Statt eines Editorials: In eigener Sache

Die GEGENWORTE melden sich mit dieser Ausgabe zurück, nachdem die Zeitschrift im vergangenen Jahr eine Pause eingelegt hat. Nach neun Jahren und 16 Heften und nach dem Abschied der Zeitschriftengründer – Dieter Simon als Akademie-Präsident und Hazel Rosenstrauch als verantwortlicher Redakteurin – ergab sich die Notwendigkeit, über den zukünftigen weiteren Weg der GEGENWORTE nachzudenken und zu beraten. Das Ergebnis der Überlegungen schlägt sich in einigen personellen und organisatorischen Veränderungen nieder: Neu eingerichtet wurde ein ständiger Beirat für die Zeitschrift, der mehr Kontinuität verspricht als das bisherige Modell, nach dem die einzelnen Beiratsmitglieder speziell für jedes Heft kooptiert wurden. Den Beirat bilden zurzeit die folgenden Mitglieder der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften: Jens Reich, Ortwin Renn, Stephan Seidlmayer, Jürgen Trabant, Peter Weingart und Conrad Wiedemann. Neuer verantwortlicher Redakteur ist Wolfert von Rahden, der

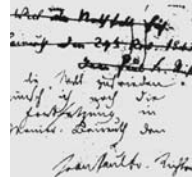
bereits 2001/2002 vertretungsweise die GEGENWORTE leitete. Die verlegerische Verantwortung übernimmt ab dieser Ausgabe der Akademie Verlag Berlin. Inhaltlich bleibt es bei der bisherigen und bewährten konzeptionellen Ausrichtung: Die GEGENWORTE halten weiterhin Distanz zu den Institutionen, um als Forum der interdisziplinären Auseinandersetzung zur kritischen Diskussion anzuregen. Die Zeitschrift will als öffentliches Laboratorium des Wissens die wissenschaftspolitische Meinungsbildung mitgestalten. Erhalten bleiben auch das Konzept der pro Heft wechselnden Themenschwerpunkte und der Erscheinungsrhythmus von zwei Heften im Jahr, und zwar im Frühjahr und im Herbst.

Günter Stock









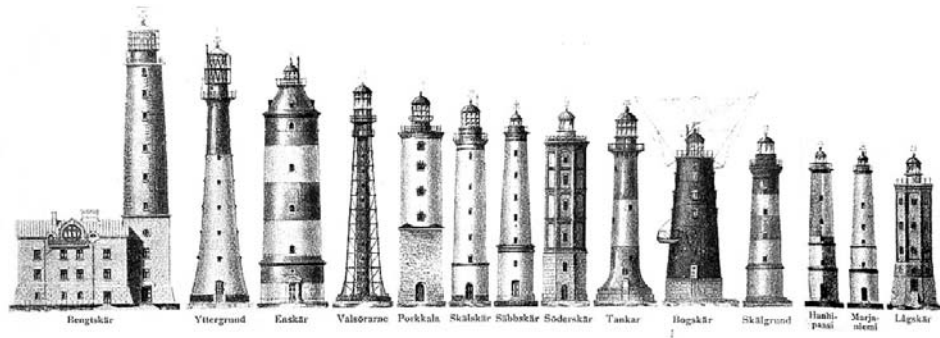
## Die Wiederkehr der Eliten

Einführung und Dokumentation\*

Elitär oder exzellent? Egalitär oder avantgardistisch? Die polemischen und häufig in die Irre gehenden Polarisierungen kennzeichnen den engagiert geführten Disput: Die Wiederkehr der Eliten zeigt sich zunächst als eine Renaissance der öffentlichen Eliten-*Debatte* im Gewande der Exzellenz-Diskussion. Man kann sich freilich fragen, warum gerade jetzt dieses Thema im medialen Brennpunkt steht. Und man könnte vermuten, dass dieser Tatbestand selbst Ausdruck einer Krisensituation sei: Wenn es gut läuft, spricht keiner über Eliten – insbesondere Wissenschaftseliten –, sondern erst, wenn die Alarmglocken läuten. Unüberhörbar werden dann Mahnrufe wie jene von PISA- und OECD-Studie, die umso lauter in den Ohren klingen, wenn die Wirtschaftsdaten Besorgnis erregen. Das erinnert die Älteren an den ›Sputnik-Schock‹ in den späten fünfziger und an die in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts viel beschworene ›Bildungskatastrophe‹, als das deutsche Wirtschaftswunder an Wirkungskraft eingebüßt hatte. Die Bildungsreformen der nachfolgenden Jahre brachten dann nicht nur den verstärkten Hochschulausbau hervor, sondern generierten als Gegenentwurf zu den ›Massen-Universitäten‹ etwa auch die Modelle ›Bielefeld‹ oder ›Konstanz‹, an denen die Bedingungen für Spitzenforschung und -lehre geschaffen werden sollten. Aber bekanntlich blieben auch diese frühen Alternativ-Entwürfe der Exzellenz nicht von den ›Massen‹ verschont, die zunehmend auf den Campus und in die Seminarräume drängten (trotz NC und Überlastquotenregelungen). Und heute? Mit dem Wandel der Arbeitswelt, der demografischen Entwicklung und der Globalisierung stehen wir vor grundlegenden Aufgaben, die Veränderungen im Bildungssystem erfordern. Mit Blick auf die prognostizierte ›Wissengesellschaft‹ – wie immer sie aussehen wird – und die weltweite Konkurrenz um Erkenntnisfortschritt und Innovation rücken Bildung und Wissenschaft mehr denn je ins Zentrum politischer und öffentlicher Aufmerksamkeit.

Als im Jahre 2000 eine Ausgabe der GEGENWORTE mit dem Titel »Gütesiegel für die Wissenschaft?« erschien, war bezeichnenderweise in jenem Heft von ›Elite‹ noch überhaupt keine Rede, dafür umso mehr von ›Qualität‹ und ›Qualitätssicherung‹. Immerhin: Die Idee der ›Exzellenz‹ als Zuschreibungskategorie erlebte bereits ihre zarte Morgenröte – und zurzeit stellt der Beobachter verblüfft fest: Die ›Exzellenz‹ strahlt heller denn je. Und in ihrem Glanze gewinnt ebenfalls der jahrzehntelang im Schatten vegetierende Topos der ›Elite‹ zunehmend an positiver Aufmerksamkeit. Als primär der Neubau und Ausbau von egalitär orientierten Universitäten auf der hochschulpolitischen Tagesordnung stand, war der Begriff der ›Elite-Universität‹ weitestgehend stigmatisiert. Gegenwärtig besteht über die Notwendigkeit der Reform der Universitätslandschaft wohl weitgehend Konsens. Wenig Einigkeit herrscht indes darüber, welche Wege der Reform einzuschlagen wären. Was die aktuelle Exzellenz-Initiative betrifft, erhielt die Redaktion irritierend viele Absagen von potenziellen Beiträgern: Während einige angaben, mit dem Exzellenz-Wettbewerb zu beschäftigt zu sein, fürchteten andere, ein Artikel könnte die Chancen des eigenen Antrags schmälern. Ein japanisches Sprichwort lautet: »Der Frosch im Brunnen ahnt nichts von der Weite des Meeres.« Das zumindest steht fest: Der Blick vom Leuchtturm – wenn man ihn denn hat – sieht weiter als der Brunnenblick (auch wenn es für die Funktion des Leuchtturms vorrangig darauf ankommt, dass sein Licht vor allem von ferne gesehen *wird*). Aber man sollte darüber auch die Nahsicht nicht vergessen. Es genügt nicht, allein darauf zu vertrauen, dass man in die Ferne zu schauen vermag und dabei weithin sichtbar bleibt. Vogelschau und Froschperspektive ergeben zusammen erst das vollständige Bild. Die Dokumentation will die Vielfalt der Perspektiven verdeutlichen. Die Kenntnis vieler

\* eingeleitet und zusammengestellt von Wolfert von Rahden und Angela Spahr



Blickwinkel ist jedenfalls eine gute Voraussetzung für die Wahl der besseren Perspektive. Noch haben wir keinen Königsweg. Gegenworte sind keine Geleitworte: Der Disput wird fortgesetzt.

## I. Klassiker

»Es gibt schlechterdings gewisse Kenntnisse, die allgemein sein müssen, und noch mehr eine gewisse Bildung der Gesinnungen und des Charakters, die keinem fehlen darf. Jeder ist offenbar nur dann guter Handwerker, Kaufmann, Soldat und Geschäftsmann, wenn er an sich und ohne Hinsicht auf seinen besonderen Beruf ein guter anständiger, seinem Stande nach aufgeklärter Mensch und Bürger ist. Gibt ihm der Schulunterricht, was hierfür erforderlich ist, so erwirbt er die besondere Fähigkeit seines Berufs nachher so leicht und behält immer die Freiheit, wie im Leben so oft geschieht, von einem zum anderen überzugehen.« (W. von Humboldt, in: *Rechenschaftsbericht an den König*, S. 218)

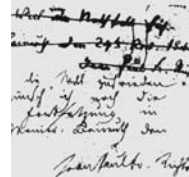
»Es verdiente einmal, recht ernstlich für eigene Haushaltung untersucht zu werden, warum die meisten Erfindungen durch Zufall gemacht werden. Die Hauptursache ist wohl die, daß die Menschen alles so ansehen lernen, wie ihre Lehrer und ihr Umgang es ansieht. Deswegen müßte es sehr nützlich sein, einmal eine Anweisung zu geben, wie man nach gewissen Gesetzen von der Regel abweichen könne.« (Lichtenberg, in: *Mit Lichtenberg durch das Jahr*, S. 149)

»Man kann nicht sagen, daß Kunst und Wissenschaft nur der Unterhaltung einer Schicht der Bürger dienen: [...] Man hat beobachtet, daß ihre Blüte eng an den Aufschwung der Staaten geknüpft ist, daß sie unzweifelhaft dessen Anzeichen oder Ursache ist. Wirft man einen Blick auf das heutige Weltgeschehen, so sieht man: Europa beherrscht die drei übrigen Weltteile und lebt im Wohlstand, während der Rest der Erde in Sklaverei und Elend seufzt, im gleichen Verhältnis aber ist Europa aufgeklärter als die übrige Welt, wo Wissenschaft und Kunst in dichte Nacht gehüllt sind. Blickt man auf Europa, so sieht man, daß die Staaten von höchster Kultur auch die mächtigsten sind.« (Montesquieu, in: *Die französischen Moralisten*, S. 287)

»Drängt die Demokratie die Menschen nicht zur Pflege der Wissenschaften um ihrer selbst willen, so vermehrt sie andererseits ungemein die Zahl derer, die sie pflegen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß in einer großen Menge nicht von Zeit zu Zeit ein Forschergeist geboren werde, den einzig die Liebe zur Wahrheit entflammt. Man kann sicher sein, daß dieser sich bemühen wird, die tiefsten Geheimnisse der Natur zu ergründen, welches immer der Geist seines Landes und seiner Zeit sei. [...] Alles was ich sagen möchte, ist dies: dauernde Standesungleichheit erzeugt bei den Menschen die Neigung, sich in hochmütiger und unfruchtbarer Erforschung abstrakter Wahrheiten abzuschließen; wogegen die demokratische Gesellschaftsordnung und ihre Einrichtungen sie geneigt machen, von den Wissenschaften nur deren unmittelbare und nützliche Anwendung zu fordern.« (de Tocqueville, in: *Über die Demokratie in Amerika*, S. 530)

## II. Elite-Theorie

»Die Gesellschaft ist immer eine dynamische Einheit zweier Faktoren, der Eliten und der Massen. Die Eliten sind Individuen oder Individuengruppen von spezieller Qualifikation; die Masse ist die Gesamtheit der nicht besonders Qualifizierten. Man verstehe darum unter Masse nicht nur und nicht in erster Linie die ›Arbeitermassen‹. Masse ist der Durchschnittsmensch. [...] Es ist einleuchtend, ja trivial, daß die Entstehung einer Menge normalerweise Übereinstimmung der Wünsche, Ideen, Lebensformen bei den Individuen voraussetzt, die zu ihr gehören. Man wird sagen, daß dies bei jeder gesellschaftlichen Gruppe der Fall ist, so exklusiv sie immer sei. Allerdings, aber mit einem wesentlichen Unterschied. Bei den Gruppen, die als auserlesene gekennzeichnet sind, erstreckt sich die tatsächliche Übereinstimmung ihrer Mitglieder auf einen Wunsch, eine Idee, ein Ideal, das vermöge seines eigenen Wesens die große Zahl ausschließt. Um eine Elite, sei sie wie immer, zu bilden, ist es notwendig, daß sich zuvor jeder einzelne aus *besonderen*, verhältnismäßig persönlichen Gründen von der Menge trennt. Sein Anschluß an die Gruppe ist sekundär und nachträglich gegenüber der Tatsache, daß er sich vereinzelt hat, und geschieht darum zum guten Teil aus Übereinstimmung im Nicht-Übereinstimmen.« (Ortega y Gasset, in: *Der Aufstand der Massen*, S. 9f.)



»Die Eliten sind nicht von Dauer. Welches auch immer die Gründe dafür sein mögen, sie verschwinden unbestreitbar nach einer gewissen Zeit. Die Geschichte ist ein Friedhof von Eliten. [...] Die herrschende Klasse wird nicht nur der Zahl nach, sondern, was wichtiger ist, der Qualität nach von den Familien erneuert, die aus den unteren Klassen kommen. Sie bringen die Energie und die notwendigen Proportionen von Residuen mit sich, um sich an der Macht zu halten. Auch wird die herrschende Klasse durch den Verlust ihrer dekadenteren Mitglieder erneuert. Wo eine dieser Bewegungen oder schlimmer noch wo sie beide aufhören, geht die herrschende Klasse ihrem Ruin entgegen, der häufig auch denjenigen der ganzen Nation mit sich bringt. Die Anhäufung überlegener Elemente in den Unterklassen und umgekehrt inferiorer Elemente in den Oberklassen bildet eine machtvolle Ursache zur Störung des gesellschaftlichen Gleichgewichts. Durch die Zirkulation der Eliten befindet sich die herrschende Klasse in einem Zustand fortwährender und langsamer Transformation, die wie ein Strom dahingleitet, der heute anders ist, als er gestern war.« (Pareto, in: *Vilfredo Paretos System der allgemeinen Soziologie*, S. 153f.)

»Aber im politischen Leben bedeutet das Attribut ›Beste‹ meist Menschen, die zur Regierung ihrer Mitmenschen am besten geeignet sind. In diesem Sinn kann das Adjektiv in normalen Zeiten stets für die herrschende Klasse gebraucht werden, denn die Tatsache, daß sie herrscht, beweist schon, daß sie aus den Elementen besteht, die zu dieser Zeit in diesem Lande am besten zum Herrschen geeignet sind; was nicht heißt, daß es sich dabei immer um die intellektuell und vor allem moralisch ›besten‹ Elemente handelt. [Fußnote: Aus diesem Grunde halten wir den von Pareto gewählten Ausdruck ›Elite‹ zur Bezeichnung unserer ›Politischen Klasse‹ für ungenau.] Denn um die Menschen zu regieren, sind Umsicht, schnelles Verständnis der Psychologie der einzelnen und der Massen und vor allem Selbstvertrauen und Willenskraft viel wichtiger als Gerechtigkeitsinn, Altruismus und schon gar Weite der Bildung und des Blickes. Nicht umsonst legte Machiavell dem Cosimo dei Medici den vielzitierten Ausspruch in den Mund, daß die Staaten sich nicht mit dem ›Vater Unser‹ regieren lassen.« (Mosca, in: *Die herrschende Klasse*, S. 363)

»[...] können wir nunmehr eine endgültige Definition des Elitebegriffs versuchen: Eine Elite bilden diejenigen Inhaber der Spitzenpositionen in einer Gruppe, Organisation oder Institution, die auf Grund einer sich wesentlich an dem (persönlichen) Leistungswissen orientierenden Auslese in diese Positionen gelangt sind, und die kraft ihrer Positions-Rolle die Macht oder den Einfluß haben, über ihre Gruppenbelange hinaus zur Erhaltung oder Veränderung der Sozialstruktur und der sie tragenden Normen unmittelbar beizutragen oder die auf Grund ihres Prestiges eine Vorbildrolle spielen können, die über ihre Gruppe hinaus das Verhalten anderer normativ mitbestimmt.« (Dreitzel, in: *Elitebegriff und Sozialstruktur*, S. 71)

»Eines ist es, von Avantgarde, die im Dienst des Volkes steht oder sich stellen will oder vorgibt sich zu stellen, zu sprechen und ein anderes, von Elite zu sprechen. In der Avantgarde-Metapher steckt ja ein Versprechen, daß es gelingen kann, die Massen mitzureißen. In der Elitekonzeption steckt die Vorstellung – latent natürlich, es muß nicht immer artikuliert werden – einer permanenten Stratifikation, die prinzipiell nicht aufgehoben werden kann. In der Avantgarde-Konzeption scheint mir das Gleichheitsprinzip der Menschen und ein Begriff von Wissen durchzuleuchten oder anvisiert zu sein, der an alle gerichtet ist, [...] während die Elite prinzipiell die Unterscheidung, die unübersteigbare Schranke zwischen der großen Masse und den Wenigen setzt und gezwungen ist, einen heroisierenden Begriff von Wissenschaft zu postulieren oder unbewußt einzuspielen.« (Taubes, in: *Elite oder Avantgarde?*, S. 64f.)

### III. Stand der Dinge

»Die Bewertung des wissenschaftlichen Outputs ist längst nicht mehr ein Qualitätsproblem, sondern ein Massenproblem geworden. [...] In Folge der Masse entstand ein Bedarf bei allen an diesem Prozeß beteiligten Personen nach einfach zu ermittelnden und möglichst objektiven Kriterien für die Qualitätsbewertung wissenschaftlicher Publikationen. [...] Tatsächlich kam vor gut einem Jahr der Beitrag des Physikers [J. E. Hirsch] wie ein Paukenschlag über die szientometrische Gemeinschaft. In den Proceedings der National Academy of Science stellte er einen Indikator vor, der die Bewertung von einzelnen Wissenschaftlern einfach, fair und objektiv



möglich machen soll. Zudem ist der Hirsch-Index einfach zu ermitteln. Mit einem Standardzugang zum Science Citation Index etwa über den Web of Science bestimmt man zunächst alle Publikationen eines Forschers und sortiert sie nach der abnehmenden Häufigkeit der Zitierungen. In zwei Spalten stellt man nun die laufende Publikationsnummer und die Zahl der Zitierungen gegenüber. Der Hirsch-Index des Forschers ist nun diejenige Zahl, bei der die laufende Publikationsnummer mit der Zahl der Zitierungen übereinstimmt. [...] Der Hirschfaktor in der oben beschriebenen Version wird beeinflusst durch die Publikationsrate, die Zitationsrate und die Länge der Karriere. Dabei verläuft der Hirschfaktor in etwa proportional zur Dauer der Karriere. [...] Um seinen Hirschfaktor zu beeinflussen, kann ein Forscher entweder mehr publizieren oder abwarten. Beides wird seinen Hirschfaktor erhöhen.« (Ball, in: *Der Hirschfaktor*)

»Seit 2003 führt Gallup die größte Umfrage aller Zeiten durch. Die gesamte Erdbevölkerung in allen von der UNO anerkannten 191 Ländern wird kontinuierlich jährlich für die nächsten Jahrzehnte befragt. Diese sogenannte ›World Poll‹ [...] beruht auf einem Modell, das von Gallup und führenden Wissenschaftlern wie Prof. Dr. Daniel Kahnemann [...] und Prof. Dr. Richard Florida [...] in den letzten Jahren entwickelt wurde. Die Grundhypothese lautet, dass in der globalisierten Weltwirtschaft die ›kreativen Köpfe‹ dieser Erde (Entrepreneure, Erfinder, Akademiker usw.) höchst mobil geworden sind und sich letztendlich dort niederlassen, wo sie sich am besten entfalten können und sich am wohlsten fühlen. Eine zweite – ebenfalls mittlerweile bestätigte – Hypothese lautet, dass je mehr ein Land, eine Stadt oder eine Region von den ›kreativen Köpfen‹ für sich gewinnen kann, desto gesellschaftlich, kulturell und wirtschaftlich erfolgreicher wird das Land, die Stadt oder die Region sein. [...] Gallup misst mit der ›World Poll‹ – unter Hinzuziehung von OECD-Daten – das Verhältnis zwischen dem Gewinn (brain gain) und dem Verlust (brain drain) von ›kreativen Köpfen‹ in einzelnen Ländern. Nach der aktuellen Messung weist Deutschland eine Negativ-Bilanz von -5.64 % auf.« (Wood, in: *thinktank* 2/2006, S. 59)

»Unsere Ingenieure sind Weltspitze«, sagt VDI-Direktor Fuchs [Verein Deutscher Ingenieure], »aber wir haben einfach nicht genug davon.« Schon jetzt ist der volkswirt-

schaftliche Schaden durch die Technikverweigerung immens: An jeder Ingenieursstelle hängen geschätzte 2,3 weitere Arbeitsplätze, die durch den Mangel verlorengehen. Rund acht Milliarden Euro, schätzt Fuchs, gehen der Wirtschaft bis heute wegen nicht umgesetzter Patente durch die Lappen. »Die Erfindungen sind da«, erklärt der gelernte Maschinenbauer, »die Firmen haben aber nicht genug Leute, um sie in Produkte umzusetzen.« (Der Spiegel 50/2006, S. 71)

»Harvard ist die reichste Universität der Welt. Sie verfügt über ein Stiftungsvermögen von 26 Milliarden Dollar. Die werden verwaltet und reinvestiert wie bei anderen Global Players auch. Man muss nur mal im altherwürdigen Faculty-Club der Universität mitbekommen, wie am Nachbarisch ein Vice-President einigen Gönnern etwas über Produktentwicklung, Marktakzeptanz und Kundenservice erzählt, um zu begreifen, dass Harvard wie ein Großunternehmen wirtschaftet.« (Rühle, in: *Süddeutsche Zeitung*, 11. 1. 2007)

»Die Familie Robertson, Erbgemeinschaft des Supermarktimperiums A and P hatte 1961 dem Fachbereich für internationale Politik der Princeton-University 35 Millionen Dollar gestiftet. Ziel der Spende, hieß es in den Gründungsdokumenten der Stiftung, sei es, junge Amerikaner auf den außenpolitischen Dienst in der US-Regierung vorzubereiten. Seit vier Jahren nun kämpfen die Robertson-Erben aber mit Hilfe ihrer Anwälte um die Rückgabe der auf 750 Millionen angewachsenen Mittel ihrer Stiftung. Die Begründung: Die Universität setze die Stiftungsgelder nicht im Sinne der Familie ein.« (Moll, in: *Frankfurter Rundschau*, 5. 12. 2006)

#### IV. Aktuelle Debatte

»Zeiten politischer Stabilität, wirtschaftlicher Prosperität und internationaler Anerkennung in Wissenschaft, Kultur und Sport sind Zeiten, in denen Gesellschaften bestrebt sind, durch die normative Ausgestaltung der Elitenbildung diese dem eigenen Selbstbild anzugleichen. Die Elite soll ein tendenziell repräsentatives Abbild der Gesellschaft werden. Das steigere ihre Akzeptanz und erhöhe ihre Legitimität. Nicht die Effektivität, sondern die gesellschaftliche Akzeptanz ist hier als Kriterium der Elitenlegitimation entscheidend.







## V. Exzellenz-Initiative

»Die deutsche Hochschule der Zukunft ist eigenständig. Sie wird geführt wie ein Unternehmen, das an seine wertvollen Produkte besonders hohe Qualitätsansprüche stellt. Die Produkte, für die Hochschulen und Wissenschaft verantwortlich sind, sind das wichtigste Potenzial, das das an Rohstoffen arme Hochlohnland Deutschland hat: die Ausbildung von jungen Menschen und die Generierung und Förderung von Forschung und Entwicklung. Die Wettbewerber befinden sich in der ganzen Welt. Die Konkurrenz um die besten Köpfe ist groß. Unternehmen, die so bedeutende Güter in einem so wettbewerbsträchtigen Umfeld produzieren, brauchen besonders qualifizierte Manager, gute Berater, eine effiziente Managementstruktur und vor allem: Entscheidungsfreiheit.« (Baumanns, in: *thinktank* 2/2006, S. 30)

»Forschung wird in Gestalt großer *Cluster* gefördert, die Forschungsleistung wird nach *Drittmittelinwerbung* und *Papers* in amerikanischen *Reviewed Journals* bewertet. Die größere Buchpublikation, für die geisteswissenschaftliche Forschung nach wie vor zentral (daher auch der Widerstand gegen die Abschaffung der Habilitation gerade von Seiten dieser Fächer) und für ihre breitere Wahrnehmung (und damit für ihre gesellschaftliche und politische Relevanz) unentbehrlich, wird entwertet, Publikationen in der Muttersprache oder einer anderen Sprache als US-Amerikanisch zählen nicht mehr. Die stilistische Sorgfalt, charakteristisch für geisteswissenschaftliche Publikationen, schwindet, die Schrumpfform des Englischen, wie sie in internationalen englischsprachigen Zeitschriften dominiert, nivelliert die geisteswissenschaftliche Terminologie, klassische Quellen und fremdsprachige Texte werden lediglich in ihren englischen Übersetzungen rezipiert, und letztlich mündet diese Entwicklung in eine Art Selbstkolonialisierung der reichhaltigen und vielfältigen geisteswissenschaftlichen Landschaften in Europa.« (Nida-Rümelin, in: *Frankfurter Rundschau*, 17. 11. 2006)

»Wer also ein Prozent auswählen möchte, um nur ja nicht in die anderen 99 Prozent fehlzuinvestieren, der wird auch nur mit einem Bruchteil des wirklich Möglichen zufrieden sein müssen. Wenn wir die zehn Prozent Besten unter unseren Studierenden [...] finden und fördern wollen, darf es uns auch nicht zu viel sein, das Mehrfache da-

von in unseren Universitäten auszubilden. Wohlgermerkt: Auch den 20, 30 oder 40 Prozent, die es nicht bis zu Glanzleistungen bringen, schadet es ganz und gar nicht – und der Gesellschaft noch weniger –, wenn sie in klarem Denken besser ausgebildet die Hochschulen verlassen und ihre Berufe ausüben, allerdings bitte auch zügig, also nach deutlich begrenzter vertiefender Ausbildung ihrer Fähigkeiten. Spitzensport lebt eben vor allem auch vom Breitensport und nicht etwa von Geniezuchtanstalten.« (Markl, in: *Die Welt*, 12. 10. 2006)

»Tatsächlich genießen der Hirnforscher, der Insektenfreund und der Galaxienjäger größere öffentliche Aufmerksamkeit als etwa der Heine-Interpret oder der Mundartforscher. Trotzdem werfe ich den Geisteswissenschaftlern vor, dass sie sich noch immer geradezu kokett auf Forschen in ›Einsamkeit und Freiheit‹ berufen; dass Teamarbeit auch bei ihnen etwas bringt, haben sie noch kaum entdeckt. [...] Die Vorstellung vom genialischen Geisteswissenschaftler, der ständig in irgendwelchen Archiven verschwindet, ist zu einseitig. Dass die Geisteswissenschaften bisher in der Exzellenzinitiative eher schlecht weggekommen sind, liegt auch daran, dass sie sich kaum auf die gegebenen Fördermodelle einlassen: Die Deutsche Forschungsgemeinschaft bietet händeringend Forschergruppen und Sonderforschungsbereiche an, aber diese Angebote werden nur selten ergriffen. Manchmal habe ich den Eindruck, die Geisteswissenschaften leiden an einer Lust am Untergang.« (Mittelstraß, in: *Der Tagesspiegel*, 26. 1. 2007)

»Es könnte sein, daß sich dieser 13. Oktober rückblickend als eines der wichtigsten Daten der deutschen Universitätsgeschichte erweist. Der Exzellenzwettbewerb hat die Universitäten, ja das ganze Wissenschaftssystem in Bewegung gebracht. Erstmals haben viele Hochschulen die eigenen Stärken und Schwächen analysiert und eine Gesamtstrategie für die Zukunft entworfen. Wissenschaftler, die vorher nie miteinander gesprochen haben, entwickeln jetzt gemeinsame Forschungsprojekte über Disziplinen und Institutionen hinweg.« (Winnacker, in: *Die Zeit*, 19. 10. 2006)

## VI. Politik

»Wir müssen, wenn wir exzellente Universitäten suchen, nicht immer im Ausland schauen, sondern uns auf eigene Traditionen besinnen. Bekanntlich sind diejenigen am innovativsten, die ein gefestigtes Fundament haben und die Tradition, aus der sie kommen, nicht einfach vergessen. Und für den Zusammenhang von Bildung und Spezialisierung gilt die Erfahrung, dass aus einem gebildeten Menschen sich sehr gut ein Spezialist entwickeln kann, umgekehrt die Sache aber ziemlich schwierig ist.«  
(Schavan, 2. 2. 2006)

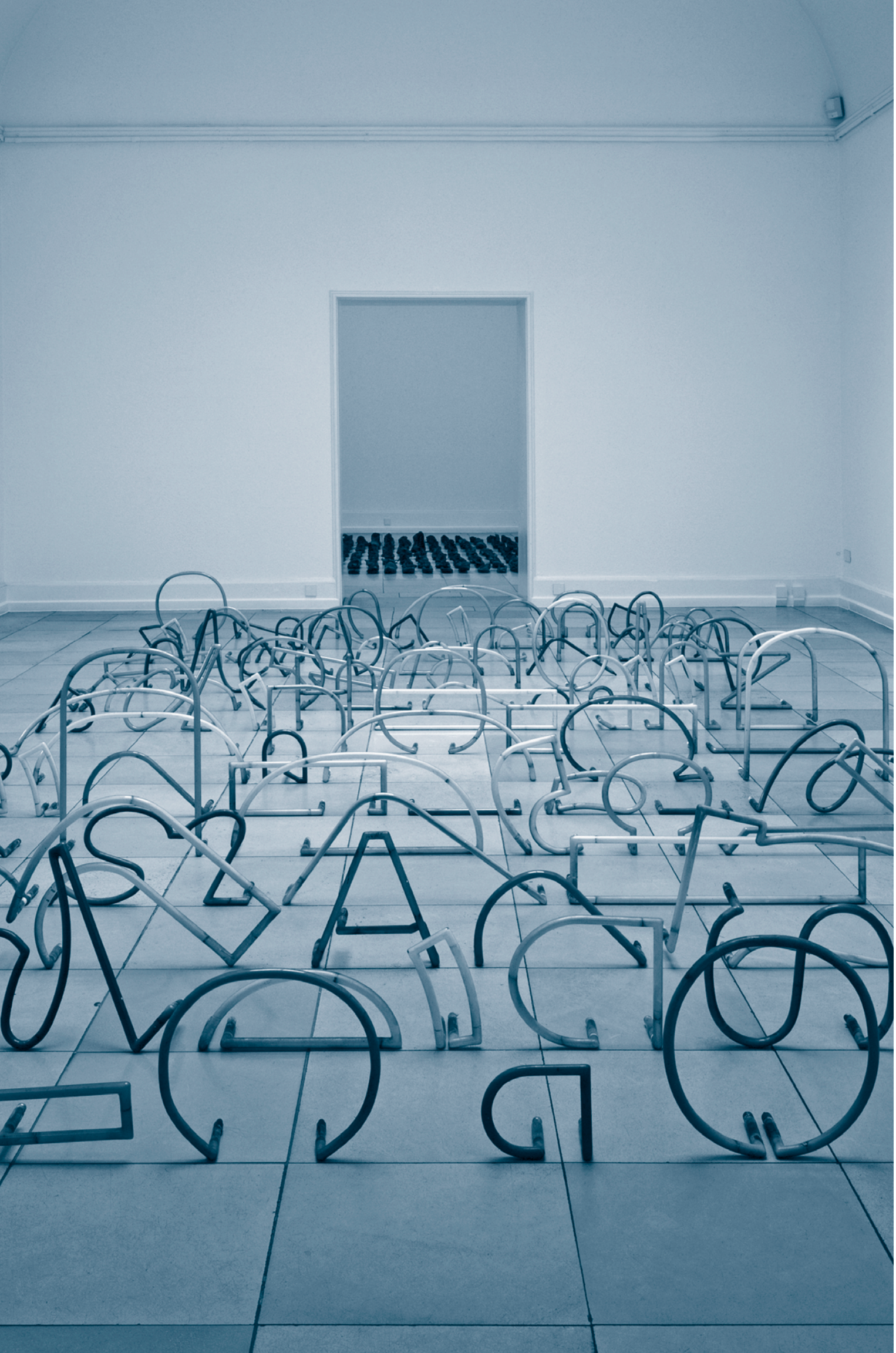
»Das, was viele Globalisierung nennen, beschleunigt den Aufstieg und den Abstieg. Was gestern erste Welt war, kann morgen zweite Welt sein. Was gestern Schwellenland war, kann morgen Industrienation sein. Wo Deutschland künftig stehen wird in diesem Wettbewerb, entscheidet sich nach meiner Meinung an der Bildungsfrage. Die Bildungsfrage ist nicht nur die soziale Frage für den einzelnen, die Bildungsfrage ist heute auch die Wohlstandsfrage für die ganze Nation. [...] Wenn heute allen klar ist, dass wir nicht billiger sein können und nicht billiger sein wollen als zum Beispiel Konkurrenz aus den Schwellenländern, muss klar sein, wir müssen besser sein. Dann müssen unsere politischen Prioritäten aber auch auf Bildung, Wissenschaft und Forschung ausgerichtet sein. Ich bin der Auffassung, das sind sie heute noch nicht. Die deutschen Universitäten und Fachhochschulen sind nicht schlecht. Aber wer Spitze sein will, der muss auch Spitzenuniversitäten haben. Und der darf auch keine Angst vor dem Wort Elite haben.«  
(Westerwelle, 18. 12. 2006)

»Wir hätten in diesem Haushalt ein deutliches Signal gebraucht für die Qualität der Lehre. Ein solches Signal wäre gewesen, auch hinsichtlich der Qualität der Lehre einen Wettbewerb zu eröffnen. Es ist ein ganz schlechtes Signal der Exzellenzinitiative, dass man als Uni exzellent sein kann ohne einen Nachweis, dass man auch in der Lehre wirklich gut ist. Es ist ein ganz schlechtes Signal, dass die Länder, die zu wenig ausgebildet haben und das Geld lieber in die Forschung gesteckt haben, mit der Exzellenzinitiative auch noch dafür belohnt werden, dass sie ärmeren Ländern das Ausbilden zugemutet haben.«  
(Sager, 23. 11. 2006)

### Literatur

- R. Ball: Der Hirschfaktor – ein neuer »Stern« am bibliometrischen Indikatorenstern, in: B.I.T. online 4/2006
- M. Baumanns: Zur Zukunft des Wissenschaftsstandortes Europa. Ein Plädoyer für eine europäische Exzellenzinitiative, in: *thinktank, Das Magazin von Berlinpolis* 2/2006 (Thema: Bildung und Exzellenz)
- J. Bellmann: Exzellenz im Kontext gegenwärtiger Bildungsreform, in: H. Münkler, G. Straßenberger und M. Bohlender (Hg.): *Deutschlands Eliten im Wandel*. Frankfurt am Main 2006
- H. P. Dreitzel: Elitebegriff und Sozialstruktur. Eine soziologische Begriffsanalyse. Stuttgart 1962
- W. von Humboldt: Rechenschaftsbericht an den König [1809], in: ders.: *Werke in fünf Bänden*, hg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. Darmstadt 1960ff., Bd. IV
- D. B. Lee: Collegekultur als kulturelles Kapital: Porträt einer amerikanischen Eliteuniversität, in: R. Hitzler, S. Hornbostel und C. Mohr (Hg.): *Elitenmacht*. Wiesbaden 2004
- G. Ch. Lichtenberg: Mit Lichtenberg durch das Jahr. Augsburg 1994
- K. P. Liessmann: *Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft*. Wien 2006
- H. Markl: Keine Schmiede für Genies, in: *Die Welt* vom 12. Oktober 2006
- J. Mittelstraß: »Wissenschaftlich Spitze«. Jahr der Geisteswissenschaften, Interview von Konstantin Sakkas, in: *Der Tagesspiegel* vom 26. Januar 2007
- S. Moll: Der Spender will sein Geld zurück, in: *Frankfurter Rundschau* vom 5. Dezember 2006
- Montesquieu, in: *Die französischen Moralisten*, übersetzt und eingeleitet von Fritz Schalk. Bremen 1962
- G. Mosca: *Die herrschende Klasse. Grundlagen der politischen Wissenschaft* [1896]. Bern 1950
- H. Münkler: Vom gesellschaftlichen Nutzen und Schaden der Eliten, in: *Deutschlands Eliten im Wandel*, a.a.O.
- J. Nida-Rümelin: Selbstkolonialisierung. Die Geisteswissenschaften nach Bologna und Exzellenzinitiative, in: *Frankfurter Rundschau* vom 17. November 2006
- J. Ortega y Gasset: *Der Aufstand der Massen* [1929], in: ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. III. Stuttgart 1996
- V. Pareto: *Vilfredo Paretos System der allgemeinen Soziologie* [1916]. Einleitung, Texte und Anmerkungen von Gottfried Eisermann. Stuttgart 1962
- A. Rühle: Weltgeist als Marke, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 11. Januar 2007
- K. Sager (Bündnis 90/Die Grünen): Rede im Bundestag, 23. November 2006
- A. Schavan (CDU): Herausforderungen und Perspektiven der Bildungs- und Forschungspolitik, Rede in der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, 2. Februar 2006
- N. Stehr, Ch. Henning und B. Weiler: Die »Entzauberung der Eliten«: Wissen, Ungleichheit und Kontingenz, in: *Deutschlands Eliten im Wandel*, a.a.O.
- J. Taubes: Elite oder Avantgarde? Jacob Taubes im Gespräch mit Wolfert von Rahden und Norbert Kapferer, in: *Tumult* 4/1982 (Thema: Schulen der Eliten)
- A. de Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika* [1835/1840]. München 1976
- G. Westerwelle (FDP): Rede beim Bildungs-Kongress, 18. Dezember 2006
- E.-L. Winnacker: »Uns fehlt die Fantasie«, Interview von Andreas Sentker und Martin Spiewak, in: *Die Zeit* vom 19. Oktober 2006
- G. Wood: Wie sichert Deutschland den langfristigen Erfolg? In: *thinktank, Das Magazin von Berlinpolis* 2/2006 (Thema: Bildung und Exzellenz)









Günter Stock

## Strategien zur Exzellenzförderung

am Beispiel der Debatte um die Geisteswissenschaften

### Zum Exzellenz-Wettbewerb

Die Diskussionen anlässlich des Exzellenz-Wettbewerbs, die wir nach der Entscheidung des Wissenschaftsrates und der DFG erlebten, haben etwas Bedrückendes und Groteskes zugleich. Erinnern wir uns an das monatelange Gezerre darüber, ob dieser Wettbewerb überhaupt und wenn ja, in welcher Form er stattfinden dürfe. Die Freude über das dem Wissenschaftssystem zugedachte strategische Entwicklungsgeld wurde von Anfang an getrübt durch die Frage nach Bund-Länder-Kompetenzen und zum Teil auch durch die Frage nach der generellen Sinnhaftigkeit eines solchen Wettbewerbs. Als dann nach zähem Ringen endlich Einigkeit erreicht wurde, konnten alle mit großer Erleichterung feststellen, dass die Politik sich in seltener Einmütigkeit dazu entschieden hatte, die dem Wettbewerb zugrunde gelegten Auswahlkriterien nach rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu definieren. Diese Entscheidung war notwendig mit der Forderung verknüpft, dass Wissenschaft – und zwar die internationale Wissenschaft – eine hervorragende Rolle bei der Auswahl der verschiedenen Exzellenzprogramme spielen sollte.

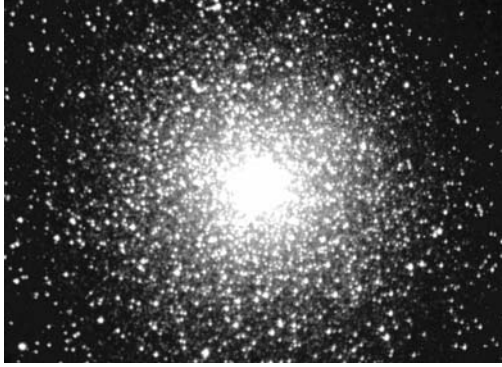
Da im Rahmen dieses Wettbewerbs nicht primär bisher erbrachte Leistungen, sondern ausdrücklich Programme und längerfristige Projekte zum Ausbau und zur Neuprofilierung und Wiederbelebung der Universitätsidee begutachtet wurden, war von Anfang an klar, dass auch wissenschaftspolitische Sensibilität gefragt war, stand und steht doch die internationale Wettbewerbsfähigkeit unseres Landes zur Debatte. Aber in einem noch stärkeren Maße geht es um die internationale Wettbewerbsfähigkeit unserer jungen Menschen, die durch die Wissenschaft gebildet, ausgebildet und für das Leben vorbereitet werden sollen. Es darf und kann also gar keinen Gegensatz zwischen wissenschaftsbasierter Beurteilung und wissenschaftspolitischer Weit-

sicht und Klugheit geben. Wissenschaftsrat und DFG haben bislang durchaus Wichtiges auf diesen Gebieten geleistet.

Die in der ersten Auswahlrunde getroffenen Entscheidungen sind bemerkenswert. Sie zeigen, dass es bei den Graduiertenschulen kein grundsätzliches Ungleichgewicht zwischen Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften gibt. Bei den Exzellenz-Clustern sind die Entscheidungen eher zugunsten der naturwissenschaftlichen oder naturwissenschaftsnahen Cluster ausgefallen. Die Antragslage aber macht deutlich, dass Clusterbildung keineswegs nur von Naturwissenschaftlern für attraktiv befunden wird. Daher ist es also möglich, solche Anträge auch innerhalb der Geisteswissenschaften und vor allem auch entlang der Schnittstellen von Geistes- und Naturwissenschaften zu formulieren. Die Tatsache, dass die Geisteswissenschaften in diesem Wettbewerb noch etwas schlechter weggekommen sind als die klassischen Naturwissenschaften, zeigt nur, dass wir erneut sehr intensiv über die strukturellen Ursachen und vielleicht auch über neue Programme nachdenken sollten; keineswegs beweist dies aber die generelle Untauglichkeit eines solchen Ansatzes für die Geisteswissenschaften.

Was aber nun die Elite-Universitäten angeht, hat sich die Kommission meines Erachtens durchaus mutig verhalten. Bezeichnenderweise gibt es ja hinsichtlich der Auswahl der drei Universitäten keinen Dissens; Wissenschaftler und Wissenschaftspolitiker sind sich in dieser Frage einig. Ich halte dies für eine außerordentlich wichtige Tatsache.

Uneinigkeit bestand lediglich bei der Frage, ob man bei nicht-eindeutigen Kandidaten durch zusätzliche Argumente eine Kompromisslinie finden sollte, um das vorgegebene Quorum von fünf ausgewählten Universitäten doch noch zu erreichen sowie um möglicherweise zwischen Nord und Süd bestehende strukturelle Ungleichheiten auszugleichen.



Aus zwei Gründen halte ich das jetzige Vorgehen für besser:

1. Man einigt sich kraftvoll auf das Zweifelsfreie und gibt allen anderen in der folgenden Runde die Chance nachzubessern, um möglicherweise auch den Qualitätsstandard der bereits gekürten Elite-Universitäten zu erreichen.
2. Es stärkt die Glaubwürdigkeit des Verfahrens und macht deutlich, dass es nicht um die Erfüllung von Quoten, sondern um die Messung und Bewertung von Exzellenz geht, wenn man mutig zugesteht, dass nach den gewählten, anspruchsvollen Kriterien lediglich drei Universitäten diese erfüllen – soweit dies mit unseren heutigen Instrumentarien möglich ist.

Mein Appell ist also, die gefundene Einheitlichkeit der Beurteilung als einen großen Erfolg der wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Beurteilung zu werten. Ich empfehle sehr, die Fälle, in denen Entscheidungen nicht oder noch nicht möglich waren, jetzt nicht zum Konfliktfall hochzustilisieren, um einen Gegensatz zwischen Wissenschaftlern und Wissenschaftspolitikern heraufzubeschwören und zu forcieren, und dann ausführlich eine Debatte zu Verfahrens- und Beurteilungsfragen zu führen, die den gesamten Wettbewerb stört oder verzögert.

Wir sollten in der zweiten Runde vielmehr versuchen, die Erfahrungen zu nutzen und die Gültigkeit jener Kriterien zu bestätigen, welche der jetzt gefällten Entscheidung zugrunde liegen. Nichts wäre verheerender, als einen Konflikt zwischen Wissenschaft auf der einen und Wissenschaftspolitik auf der anderen Seite zu provozieren, den es in der Sache gar nicht gibt (wie die unter den »Gekürten« bestehende Übereinstimmung ihrerseits belegt). Lachende Dritte könnten allenfalls diejenigen im Lande und in den Regierungen sein, welche ausschließlich der finanziellen Dimension eines Staatswesens die Priorität zuweisen. Wissenschaft und Wissenschaftspolitik verfolgen jedoch, wenn ihre Akteure richtig handeln, im Idealfall die gleichen Ziele. Von diesem Bewusstsein sollte auch ihr Verhalten in der nahen Zukunft bestimmt sein.

Gemeinsam könnten wir aus unseren derzeitigen Erfahrungen folgende Lehren ziehen:

1. Wir müssen sehr ernsthaft danach fragen, welche strukturellen Schwächen während des Exzellenz-Wettbewerbs zutage getreten sind, und ob es Möglichkeiten gibt, diese Mängel durch entsprechende Maßnahmen oder an-

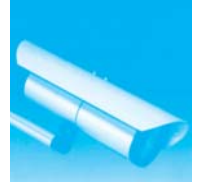
- dere zusätzliche Programme auszugleichen. Niemand kann der Meinung sein, dass wir mit einem einzigen Exzellenzprogramm alle Herausforderungen bewältigen und alle Probleme des heutigen universitären Systems lösen können. Gefragt ist also Kreativität und nicht Streit.
2. Wir alle sollten darauf achten, dass aus den Erfahrungen aus der ersten Phase des Exzellenz-Wettbewerbs möglichst stringent und zielorientiert im Hinblick auf die jetzt laufenden Verfahren Konsequenzen gezogen werden. Dass wir alle in einem für uns neuen Verfahren hinzulernen müssen und können, ist für denjenigen, der Forschung betreibt, eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Nur so kann Fortschritt überhaupt entstehen und der gesamten Gesellschaft zugutekommen.
  3. Der Exzellenz-Wettbewerb zeigt exemplarisch, wie wichtig positive Incentive-Strukturen, also institutionelle Anreize sind, um Änderungen herbeizuführen. Dass die Hoffnung auf maximal zehn Prozent eines derzeitigen Hochschulhaushaltes eine ganze Universität dermaßen in Bewegung zu versetzen vermag, wie es dieser Exzellenz-Wettbewerb letztlich getan hat, ist eines der schönsten Ergebnisse dieses Wettbewerbs überhaupt.

### Zur Debatte um die Geisteswissenschaften

Außerhalb der Diskussion um den Exzellenz-Wettbewerb – aber durchaus mit einem ähnlichen Ziel – wurde durch das *Manifest Geisteswissenschaften* (2005) der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und durch die ausführlichen Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland eine Debatte über den Status und den Zustand der Geisteswissenschaften in unserem Land ausgelöst. Diese Debatte war und ist notwendig – überraschenderweise zeitigt sie auch bereits erste Ergebnisse.

Als ein an der Sache Interessierter, aber auch als Betroffener (was die lebhafteste Diskussion unseres *Manifestes* angeht), möchte ich heute konstatieren, dass das *Manifest* diese weitreichende Debatte in der Tat angestoßen und auch der Diskussion des Wissenschaftsratspapiers zum Teil den Boden bereitet hat.

Das *Manifest* wendet sich an eine selbstbewusste, starke Geisteswissenschaft und deren Vertreter. Seine Autoren dachten nicht im Traum daran, mit ihr schonend



wie mit einem ›Patienten‹ umzugehen. Das Wissenschaftsratspapier hat dies etwas eleganter gelöst: Es hat dem vermeintlichen ›Patienten‹ Geisteswissenschaft Mut zugesprochen und war deswegen der allgemeinen Zustimmung gewiss. Dass in den Empfehlungen des Wissenschaftsrates dann aber sehr präzise und an vielen Stellen krisenhafte Entwicklungen diagnostiziert wurden, wurde von den betroffenen Disziplinen und deren Fachvertretern gar nicht mehr als kritisch empfunden.

Spätestens an den Empfehlungen lässt sich jedoch ablesen, dass die Ausgangslage in der Tat in beiden Papieren identisch war. Es ist mittlerweile unbestritten, dass die Schaffung größerer Exzellenz-Zentren, Advanced Schools oder eines neuen Kolleg-Typs ein wichtiger Vorschlag ist, der mit großer Wahrscheinlichkeit auch durch die DFG und die Bundesregierung gefördert werden wird. Ein erster Erfolg also. Die Frage, ob Mini-Fakultäten, Zentren-Bildungen oder interuniversitäre Kooperationsmodelle zur Schaffung großer Einheiten erfolgreich sein können, bedarf noch einer weiteren Vertiefung und Prüfung.

Jedenfalls hat der Exzellenz-Wettbewerb auch hier einen bedenkenswerten Befund erbracht: Man kann aus dem Endergebnis schließen, dass die Geisteswissenschaften insgesamt bei dieser Art der Betrachtung von Wissenschaft nicht so erfolgreich sind wie die Naturwissenschaften. Man kann aber auch umgekehrt formulieren: Aus der Güte und Menge der eingereichten Vorschläge zur Clusterbildung lässt sich ableiten, dass dieses Instrument durchaus geeignet ist, auch in geisteswissenschaftlichen Disziplinen einen deutlichen Mehrwert zu schaffen. Der noch nicht befriedigende Ausgang des Exzellenz-Wettbewerbs könnte – was die Geisteswissenschaften betrifft – auch ein Dokument dafür sein, dass die Erfahrungen mit diesem Instrument im Bereich der Geisteswissenschaften einfach noch nicht in dem Maße ausgeprägt sind wie im Bereich der Naturwissenschaften. Auf jeden Fall haben die Anträge verdeutlicht, dass Erfolg besonders dann möglich ist, wenn Geistes- und Naturwissenschaften innerhalb kombinierter Anträge miteinander in Kooperation treten. Insoweit machen die Erfahrungen aus dem Exzellenz-Wettbewerb auch Mut in Bezug auf die Empfehlungen sowohl des *Manifestes Geisteswissenschaften* der BBAW als auch des entsprechenden Papiers des Wissenschaftsrates.

Eine wichtige und zentrale Empfehlung des *Manifestes* besteht darin, die Geisteswissenschaften in stärkerem

Maße einer europäischen Vision zu öffnen. Es ist nicht nachvollziehbar, warum es europäische Großforschungsinstitute für Naturwissenschaften, jedoch keine vergleichbaren Institute für die Geisteswissenschaften gibt. Die Existenz der Stiftung ›Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland‹ (DGIA) belegt, dass ein derartiges Modell prinzipiell funktionieren könnte. Wichtig wäre jetzt, Brückeninstitute oder auch gemeinsame Institute zu schaffen – zunächst bilateral, aber möglichst rasch auch mit mehreren europäischen Partnern. Die Schaffung eines daran angeschlossenen großen Kooperationsnetzwerks würde diese Institution stärken und sogar tragen können. Dieser Anstoß bedarf noch einer Konkretisierung und anschließend einer baldigen Implementierung. Vielleicht bieten das aktuelle Jahr der Geisteswissenschaften und insbesondere die deutsche EU-Ratspräsidentschaft eine ideale Gelegenheit, über ein derartiges neues institutionelles Element intensiver nachzudenken. Diese Konstellation könnte meines Erachtens eine hervorragende Möglichkeit zur Schaffung einer ganz besonderen, auf die Geisteswissenschaften zugeschnittenen Initiative im europäischen Forschungsraum bieten.

Es ist an der Zeit, die vorhandenen und vorliegenden Vorschläge zu präzisieren und zu kompletieren, aber vor allem auch das, was als gut und richtig empfunden wird, praktisch umzusetzen. Es wäre bedauerlich, wenn aus der Debatte immer nur der Eindruck und die Erinnerung übrig blieben, dass Geisteswissenschaftler vor allem Zeit benötigen – ein Argument, das wahrscheinlich nicht nur auf die Geisteswissenschaften zutrifft.

Vielleicht ist eine arbeitsteilige Arbeitsweise in größeren Verbänden nicht für alle, aber für viele Bereiche geisteswissenschaftlicher Forschung ebenso von Vorteil, wie sich dies für die Naturwissenschaften und in jüngster Zeit auch für die Biowissenschaften als segensreich herausgestellt hat. Mein Appell lautet daher: Versuchen wir es in den Geisteswissenschaften mit neuen Arbeitsformen, die sich in anderen Bereichen bereits bewährt haben!

Und schließlich: Wirkliche Langzeitvorhaben im Bereich geisteswissenschaftlicher Forschung, wie beispielsweise Editionen wichtiger literarischer und wissenschaftlicher Werke oder Wörterbuchprojekte mit einer Bearbeitungsdauer von mitunter mehreren Jahrzehnten, sind nach wie vor an den Akademien unseres Landes sehr gut aufgehoben. Akademien der Wissenschaften bilden ein wirksames, hilfreiches und – richtig betrachtet – auch



modernes Instrument, um besonderen Formen geisteswissenschaftlicher Arbeit, die nicht ohne Weiteres an Universitäten zu verorten sind und in deren Profil passen, eine wissenschaftliche Heimstatt zu bieten und sie somit effizient zu befördern.

Wenn es jetzt noch gelänge, das europäische Element durch Gründung europäischer Forschungsnetze und/oder Forschungsinstitute stärker als bisher ins Spiel zu bringen, stünde uns zur Erfüllung unserer Aufgaben ein vorwärtsgerichtetes und vielfältig differenziertes strategisches Instrumentarium zur Verfügung – aus selbstbewussten und starken Disziplinen, deren wir dringend bedürfen, um unsere Zukunft zu gestalten.

»Die Aussicht, zu den Besten zu gehören, und das damit verbundene Renommee sind mehr wert als das Geld, was das pro Jahr zusätzlich bringt. Diese Reputationskapitalien haben eine enorme Bedeutung – sie haben zu einer großen Dynamik an den Hochschulen sowie zu exzellenten Ideen geführt.«  
Peter Strohschneider



Christoph Markschieß

## Die Exzellenz und der Exzellenz-Wettbewerb

Mindestens hinter vorgehaltener Hand und in einigen Zeitungen auch etwas offener wird geklagt. Wird geklagt über den Exzellenz-Wettbewerb des Bundes und der Länder. Da gibt es ein hochgeheimes Papier einiger Hochschulrektoren und Präsidenten, es äußern sich Kollegen, die weder ihren Namen noch eine geografische Einordnung ihrer Hochschule im Artikel wiederfinden wollen – im Grunde konsequent, denn wenn die Gutachter im nämlichen Wettbewerb so beschränkt und parteilich wären, wie ihnen in einigen dieser Voten unterstellt wird, müsste man sich vor ihren harschen Reaktionen auf Kritik auch gewaltig fürchten und dürfte sich tatsächlich nur anonym äußern. Und was wird beklagt? Neben dem alten Vorwurf, den im Grunde die meisten Wissenschaftler erheben, die begutachtet werden – nämlich, dass sie ungerecht beurteilt wurden und nichtwissenschaftliche, niedere Motive im Spiel waren (und wissenschaftspolitische Motive gelten natürlich unter vielen Wissenschaftlern als besonders niedrige Motive), gibt es auch eine Reihe grundsätzlicher Erwägungen über die Regularien des Wettbewerbsverfahrens und seine Folgen für die deutschen Universitäten.

Mit dem ersten Komplex der Vorwürfe lohnt die Auseinandersetzung nicht. Jeder, der einmal in einem ähnlichen Verfahren gutachterlich tätig war, weiß, dass es das schlechthin objektive Verfahren nicht geben kann. Und da geht es nun gar nicht um die bekannten Hässlichkeiten von Schul- und Zitierkartellen und vergleichbare grobe Verzeichnungen des Urteils, die man nie ganz ausschließen kann. Sind schließlich alles Menschen. Nehmen wir vielmehr einmal den Fall an, es lägen auf dem Feld der Kirchengeschichte bei einer Stiftung 20 von Gutachtern als exzellent und förderungswürdig beurteilte Anträge vor, es sei aber gleichzeitig deutlich, dass die Finanzmittel nur für zehn reichen. Angesichts eines solchen Szenarios ist vollkommen klar, dass an dieser Stelle nur begrenzt objektivierbare Grundlinien von Förderpolitik

ins Spiel kommen: Fördern wir eher Editionen oder eher Monografien? Sollen Projekte aus allen historischen Epochen gleichmäßig gefördert werden oder braucht die hiezulande im Bereich der evangelischen Theologie schwach ausgeprägte Mediävistik einen besonderen Schub? Geben wir unbekanntem, aber spannenden Nachwuchswissenschaftlern Kredit oder setzen wir auf die großen alten Namen? Leisten wir uns in dieser Situation ein risikoreiches Projekt oder fördern wir Bewährtes? Mit gutem Grund kann auf jede der Fragen so oder so geantwortet werden, so oder so optiert werden. Den Gutachtern im Exzellenz-Wettbewerb also vorzuwerfen, dass sie förderpolitische Entscheidungen getroffen haben, bestimmten wissenschaftspolitischen und wissenschaftstheoretischen Grundannahmen verpflichtet waren, verrät wenig Sensibilität für die Gesetze eines Begutachtungsverfahrens. Denn in einer pluralisierten Wissenschaftslandschaft werden entsprechende Grundannahmen niemals auf den Konsens aller Beteiligten treffen.

Spannender sind da schon die grundlegenden Einwände gegen den Wettbewerb. Der *erste Einwand* ist ein Zeugnis der Betonierung (freundlicher formuliert: der Marmorierung) der Debatte über die Universität hiezulande. Da kritisieren doch tatsächlich kluge Menschen, dass der Wettbewerb eine Differenzierung der deutschen Hochschullandschaft einleite und es in Zukunft einige wenige privilegierte Hochschulen und eine Unterschicht deutscher Universitäten geben werde. Kann man denn wirklich an der abstrakten – und schon immer wirklichkeitsfremden – Gleichheitsfiktion aller deutschen Universitäten festhalten? Und gibt es irgendeinen Grund dafür, eine solche Gleichheit anzustreben? Natürlich darf es nicht – und da haben der Biologe Hubert Markl und der Politologe Herfried Münkler recht – im Gefolge der eher bescheidenen finanziellen Aufwertung einer Handvoll von Universitäten zu einer »Unterschicht« finanziell vollkommen unterversorgter Universitäten kommen. Ideal





wäre ein abgestuftes System von Universitäten, wie es zu Zeiten des seligen Friedrich Althoff in Preußen üblich war, als die erstklassigen jungen Ordinarien für eine Zeit nach Greifswald und dann nach Ablauf einer Bewährungsfrist auf die großen Berliner Lehrstühle berufen wurden. Natürlich kann man dieses System – auch wenn das der Präsident der Berliner Alma Mater vielleicht gern sähe – nicht repristinieren, aber Inseln der Exzellenz in Greifswald oder Jena sollte und muss sich das deutsche Wissenschaftssystem auch viele Jahre nach dem Tode des großen preußischen Wissenschaftsorganisationsleiters leisten.

Ein *zweiter Einwand* betrifft eine angebliche Einseitigkeit des Wettbewerbs – er privilegiere einseitig die Naturwissenschaften und deren Tendenz zur Großforschung. In einer der erwähnten anonymen Kritiken hieß es gar nach dem Ende der ersten Runde, als lediglich ein größeres geisteswissenschaftliches Projekt die Voten der Gutachter überlebt hatte: »Man hätte den Geisteswissenschaften gleich sagen müssen: ›Bewerbt euch nicht.‹ Nun herrscht viel Frust.« Auch dieser Einwand überzeugt nicht wirklich. Zum einen haben die Gutachter den deut-

schaften aufzutun. In summa: Der Exzellenz-Wettbewerb verschiebt das Gewicht nicht weiter zugunsten der Naturwissenschaften, sondern macht höchstens auf längst bekannte Problemlagen deutlicher aufmerksam.

Ein *dritter Einwand* malt das Gespenst an die Wand, das hierzulande immer noch Heulen und Zähneklappern auslöst: Der Wettbewerb lege einen einseitigen Akzent auf die Forschung und zerstöre so das Gleichgewicht von Lehre und Forschung. Wer je eine Zeile aus den Schriften der Gründer der Berliner Universität gelesen hat – und also vor allem Schleiermacher und dann erst Humboldt –, der weiß, dass es sich dabei um eine Formel aus der Präsentation dieser Gründungsideen im Umfeld des 100-jährigen Jubiläums der Friedrich-Wilhelms-Universität von 1910 handelt, die heutigentags wie eine Monstranz durch die Diskussionen getragen wird. An eine jeweils hälftige Auslastung eines jeden Professors war nie gedacht, sondern an eine wechselseitige Bezogenheit der Lehre auf die Forschung, aber auch der Forschung auf die Lehre, die sich in der wissenschaftlichen Physiognomie von Studenten wie Dozenten abbilden sollte. Wenn, wie


*Ein Begriff wird an den deutschen Universitäten wieder salonfähig – und das meint doch nur: in die geistreiche Debatte wieder eingeführt –, vor dem jahrelang auch die Klügsten ängstlich zurückschrecken: Elite.*

schen Geisteswissenschaften nun auch offiziell bescheinigt, was viele hierzulande hinter vorgehaltener Hand ja immer gesagt haben: Es gelingt dieser Fächergruppe nicht wirklich, für die großen Forschungsverbände präzise Fragestellungen, klare Forschungsaufgaben und überzeugende Zeitpläne zu entwerfen. Vielmehr werden unter Überschriften wie »Mündlichkeit und Schriftlichkeit« oder »Das Eigene und das Fremde« äußerst heterogene Forschungsprojekte zusammengekleistert. Zum anderen sind in der zweiten Runde schon deutlich mehr geisteswissenschaftliche Projekte vertreten, was für die rasche Auffassungsgabe vieler Wissenschaftler aus diesen Wissenschaftsfeldern spricht, die aus den Fehlern in der ersten Runde gelernt haben.

Im Jahr der Geisteswissenschaften kann man fröhlich darauf hinweisen, dass neben der Initiative ›Pro Geisteswissenschaften‹, zu der sich mehrere deutsche Stiftungen verbunden haben und die beispielsweise die Abfassung eines Opus magnum durch bezahlte Freisemester fördert, sich allerlei neue Förderungsmöglichkeiten für kleinteiligere Projekte aus den Geistes-, Kultur- und Sozialwis-

es nun eigentlich scheint, ein Bundeswettbewerb Lehre kommen wird, spricht nichts dagegen, zunächst einmal bei der Forschung zu beginnen und die Bedingungen für Spitzenforschung an einigen Universitäten nachhaltig zu verbessern. Offenbar ist das Bewusstsein dafür geschwunden, dass exzellente Lehre nur so möglich ist. Studierende sind also nicht – wie einige vermuten – die Leidtragenden des Wettbewerbs, sondern – wenn es gut geht – seine großen Gewinner, weil der Anteil des kalten Kaffees in den Lehrveranstaltungen drastisch reduziert werden kann.

Zu diesem Zweck muss allerdings auch sehr sorgfältig darauf geachtet werden, dass Schillers Votum für den »philosophischen Kopf«, der anstelle des reinen »Brotstudenten« das Ausbildungsziel einer Humboldt'schen Universität sein sollte, nicht durch einen aller Forschungsanteile beraubten Bachelor konterkariert wird, dem dann in Graduiertenschulen mühsam das Einmaleins des wissenschaftlichen Arbeitens und die Grundlagen selbständigen Forschens beigebracht werden müssen – forschungsorientierte Anteile im Bachelor einzurichten, ist eine Konse-



quenz, die im Zusammenhang des Exzellenz-Wettbewerbs Forschung gezogen werden muss, damit dessen Wirkungen auch möglichst vielen Studierenden zu gutekommen.

Ein *vierter und letzter Einwand*. Als vor einigen Jahren Großeinrichtungen der deutschen Wissenschaftsförderung wie beispielsweise die DFG evaluiert wurden, ergab sich ein ähnlicher Befund wie jetzt bei den Evaluierungen der Evaluierungs- und Qualitätssicherungssysteme der

*Schon als Student habe ich mich über Heideggers Satz »Die Wissenschaft denkt nicht« geärgert, weil er eine richtige Beobachtung so verallgemeinert, dass ein grotesk falscher Satz entsteht.*

deutschen Universitäten: Das System – und hier darf man einmal getrost generalisieren – ist nicht wirklich risiko- und damit innovationsfreundlich. Daran ändert der Exzellenz-Wettbewerb nur begrenzt etwas. Auch hier passieren Anträge natürlich eher dann die kritische Überprüfung durch diverse Begutachtungsstufen, wenn schon ein gerüttelt Maß Forschung als Vorleistung erbracht ist und das Projekt in gewisser absehbarer Bahn voranschreitet. Aber da liegt es doch an den Universitäten – die in den vergangenen Jahrzehnten gern eifertig und gänzlich ohne Mut zum Risiko in Beton gegossen haben, was gerade en vogue war –, Verfahren zur Identifikation spannender, aber risikoreicher Projekte aufzulegen und Fonds zu ihrer Finanzierung bereitzustellen.

Genug der Einwände. Fragen wir lieber einmal, welche positiven Auswirkungen der Wettbewerb hat. Übrigens auch für die, die nichts gewinnen.

*Zunächst* einmal: Ein Begriff wird an den deutschen Universitäten wieder salonfähig – und das meint doch nur: in die geistreiche Debatte wieder eingeführt –, vor dem jahrelang auch die Klügsten ängstlich zurückschreckten: Elite. »Sich zu sorgen, wie man möglichst am besten werden könnte« ist nicht nur ein Fundamentalsatz der antiken griechischen Ethik, sondern eigentlich auch ein ganz passables Programm für einen Universitätslehrer. Oder einen Studierenden. Dieses Ziel wieder einmal aus den wehleidigen Debatten deutscher Universität über allzu viele Belastung und allzu wenig Geld herauszukramen und unverdrossen anzugehen, ist eine Folge, die viele aus dem Wettbewerb ziehen.

*Sodann*: Kolleginnen und Kollegen verschiedenster Fächer haben sich getroffen und gemeinsam überlegt, gemeinsam geplant. Die Leitung einer süddeutschen

Universität hat ausrechnen lassen, dass die Gesamtkosten ihrer Bewerbungen auf allen drei Förderlinien für die Etablierung eines gut ausgestatteten Institutes auf zehn Jahre gereicht hätten. Aber hat sie nicht allein durch die Vorbereitung der Anträge längst ein solch großes Institut für interdisziplinäre Forschung auf disziplinärer Basis an ihrer Universität etabliert?

*Schließlich*: Viele Universitäten haben sich nicht mehr getraut, Profile auszubilden. Sei es, dass bei Sparrunden

längst mit dem Rasenmäher operiert wurde, weil anderes nicht durchsetzbar war, sei es, dass der Verlust eines konsensfähigen Kanons der Universitas litterarum eine lähmende Furcht vor neuer Konsensbildung zur Folge hatte. Aber an vielen Universitäten hat die Antragstellung eine Debatte in Gang gesetzt über die identitätsbildenden Fächer für eine Universitas litterarum – Menschen ohne Sprachgefühl sagen: ›Volluniversität‹, Freunde des gerade herrschenden Reformparadigmas ›Comprehensive University‹ –, und dadurch wurde die Frage danach aufgeworfen, was daraus und was am Rande solcher Fächer den besonderen Profilbereich der Einrichtung bildet. Ich denke, dass derartige Debatten kurzfristig auch eine notwendige Erörterung der versuchsweisen Etablierung neuer Disziplinen an unseren Universitäten zur Folge haben werden und langfristig eine Diskussion über das Curriculum der bereits bestehenden Fächer. Diese Debatten scheinen mir für den Weg einer Universität fast wichtiger als die hoffentlich auch zu erwartenden Finanzmittel, die eher ein Anreiz sind, kluge Ideen nicht nur zu denken, sondern auch baldigst mit ihrer Umsetzung zu beginnen.

Schon als Student habe ich mich über Heideggers Satz »Die Wissenschaft denkt nicht« geärgert, weil er eine richtige Beobachtung so verallgemeinert, dass ein grotesk falscher Satz entsteht. Als Präsident einer großen deutschen Universität befürchte ich manchmal, dass Heidegger mit Blick auf die Überlegungen deutscher Universitäten zu ihrer künftigen Gestalt wahrscheinlich analog formuliert hätte: »Die Universität denkt nicht«.

Der Exzellenz-Wettbewerb ist schon deswegen ein außerordentliches Ereignis, weil er Universität dazu provoziert, das zu tun, wofür sie eigentlich da ist: denken.



Ingrid Wüning

## Unerschlossener geistiger Reichtum – Warum die Gender-Frage noch immer drängt

Die Leistungsfähigkeit von Wissenschaft und Forschung entscheidet wie vielleicht noch nie zuvor darüber, wie und ob einzelne Länder oder Regionen ihren Wohlstand in den nächsten Jahren sichern und den globalen sozialen und ökologischen Herausforderungen gerecht werden können. Dieser Befund ist mittlerweile breiter politischer Konsens. Der Pool an Nachwuchswissenschaftlern wird in unserer alternden Gesellschaft immer kleiner, und nur wenige wirklich herausragende Forscher aus dem Ausland kommen zu uns. Und dennoch leisten wir es uns, etwa die Hälfte der Talente für die Forschung brachliegen zu lassen: Weibliches Talent wird für Führungspositionen in der Forschung völlig unzureichend genutzt! Nicht anders kann der Umstand beschrieben werden, den schon zwei Zahlen deutlich belegen: Nur etwa 8 Prozent der höchstdotierten Professuren in Deutschland sind mit Frauen besetzt. Noch ungünstiger ist das Verhältnis in den außeruniversitären Forschungseinrichtungen. So sind nur etwa 5 Prozent der wissenschaftlichen Mitglieder der Max-Planck-Gesellschaft, die nach strengen Kriterien durch den Senat der Gesellschaft ausgewählt werden, weiblich.

Bei vergleichbarer hervorragender wissenschaftlicher Qualifikation ist es für Frauen nach wie vor schwieriger als für Männer, Führungspositionen in Wissenschaft und Forschung zu erhalten. Entgegen der Annahme, dass der starke Anstieg weiblicher Studierender im Laufe der Zeit auch zu mehr Frauen in wissenschaftlichen Führungspositionen führen würde, zeigt sich in allen Disziplinen, dass es signifikante Brüche beim Übergang von Studium zu Promotion, Habilitation und Besetzung einer Professur gibt. Nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa sind Frauen in der Wissenschaft und Forschung mit einem Anteil von 29 Prozent stark unterrepräsentiert. Diese Situation ist noch ausgeprägter im industriellen Forschungs- und Entwicklungsbereich – hier liegt der Frauenanteil EU-weit bei nur 18 Prozent. Je höher die

Hierarchieebene, umso geringer der Frauenanteil: Während bei Studierenden und Doktoranden noch nahezu ein Gleichgewicht zu beobachten ist (46 : 54), so verschiebt sich dieses auf der Karrierestufe der Juniorprofessur/Habilitation dramatisch zugunsten der Männer (15 : 85). Ein trauriges Zeugnis für die Arbeit mehrerer Jahrzehnte mit Frauenbeauftragten und Frauenquoten!

Der Ernst der Lage wird E.-L. Winnacker dazu bewogen haben, gerade jetzt für die Quotenlösung zu plädieren. Dieser überraschende Vorschlag des ehemaligen DFG-Präsidenten löste im vergangenen Sommer in der Presse eine heftige Debatte aus. Nicht einmal die Spitzen der großen Forschungsorganisationen sind sich in dieser Frage einig. Die Präsidenten der Max-Planck- und der Fraunhofer-Gesellschaft sprachen sich in einer Umfrage vom *Handelsblatt* strikt gegen eine Frauenquote aus, ihre Kollegen von der Helmholtz- und der Leibniz Gemeinschaft dagegen halten sie für unumgänglich.

Auch in Berufungskommissionen provozieren Frauenquoten und Frauenbeauftragte unterschiedliche Reaktionen und mitunter auch politisch unkorrekte Äußerungen – nicht nur bei ihren männlichen Mitgliedern. Für den Aufstieg in eine Führungsposition wünscht sich kaum eine Wissenschaftlerin eine Quote als Steigbügel. An ihren wissenschaftlichen Leistungen möchte Frau gemessen werden. In objektiven und transparenten Ausleseverfahren, die sich strikt an der Qualifikation orientieren, müssten Frauen mit ihren überdurchschnittlichen Schul- und Studienleistungen ohnehin die besseren Chancen haben. Zwar mutmaßte Larry Summers, der ehemalige Präsident der Harvard University, im Sommer 2006, dass Frauen ein genetisches Problem mit Naturwissenschaften und Mathematik hätten. Seine Begründung für den geringen Anteil der Frauen in wissenschaftlichen Spitzenpositionen erregte die Gemüter jedoch derart, dass sie schließlich zu seinem Sturz führte. Hinter der unachtsam geäußerten Vermutung des Vielgescholtenen verbirgt sich



jedoch die richtige Frage: Warum bleiben hervorragend ausgebildete Frauen irgendwo auf der wissenschaftlichen Karriereleiter stehen oder wählen gar einen anderen beruflichen Weg?

Erklärungen bietet die Studie einer von der Nationalen Akademie der Wissenschaften in den USA beauftragten 18-köpfigen Expertenkommission aus dem Jahr 2006. Frauen werden in den Natur- und Ingenieurwissenschaften nicht durch mangelnde Fähigkeiten zurückgehalten, sondern durch Vorurteile und überholte institutionelle Strukturen der akademischen Welt. Es gibt keine Belege dafür, dass Frauen in den Naturwissenschaften nicht Großartiges leisten können; die viel diskutierte Geschlechterlücke in der Mathematik sei praktisch verschwunden. Auch nicht ein mangelnder Pool an weiblichen Talenten führt zu Frauenmangel in den Spitzenpositionen. Schließlich räumt der Bericht mit den verbreiteten Vorstellungen auf, dass Frauen weniger produktiv seien und zu viel Zeit für das Familienleben benötigen. Gerade diese angebliche Nicht-Vereinbarkeit von akademischer Karriere und Familie wird in Deutschland als zentrale, oft sogar als einzige Begründung für den geringen Frauenanteil in Spitzenpositionen der Forschung aufgeführt.

Auf einer europäischen Konferenz zur Rolle der Frauen in der Spitzenforschung im Oktober 2006 in Stockholm spielte dieser Familien-Aspekt hingegen kaum eine Rolle. Verschließen wir in Deutschland die Augen vor Gründen jenseits der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, wenn wir uns in erster Linie auf diese zweifelsohne bei uns besonders brennende und weit über das akademische Umfeld hinausreichende Ursache konzentrieren? Immerhin reagiert eine aktuelle Offensive für Chancengleichheit der sieben großen Wissenschaftsorganisationen in Deutschland auf zusätzliche Ursachen, die sie in ihren Lösungsvorschlägen berücksichtigt. In einer gemeinsam unterzeichneten Erklärung verpflichteten sich Entscheidungsträger, den Anteil an qualifizierten Frauen in ihren Entscheidungsgremien zu erhöhen, die Rahmenbedingungen für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu verbessern, die Öffentlichkeit über die Beteiligung von Wissenschaftlerinnen in ihren Strukturen und Prozessen zu unterrichten – also die Transparenz zu erhöhen – und schließlich die Erfolge der Maßnahmen in fünf Jahren zu evaluieren. Das Instrument Frauenquote wird bei der Umsetzung dieser Pläne unvermeidbar sein. Dringend müssen wir jedoch Wege finden, die diesem Instrument

zu mehr Erfolg verhelfen. Und vor allem dürfen wir uns nicht auf die Frauenquote beschränken.

Eine weitere bemerkenswerte Begründung für den geringen Frauenanteil in Führungspositionen liefert eine Studie von Wirtschaftswissenschaftlerinnen der Stanford und der Pittsburgh University aus dem Jahr 2005 (publiziert vom *National Bureau of Economic Research*). Ihre Ergebnisse legen nahe, dass das Ungleichgewicht in Führungspositionen auf den unterschiedlich ausgeprägten Wettbewerbssinn von Männern und Frauen zurückzuführen ist. Männer neigten stärker als Frauen dazu, ihre Fähigkeiten zu überschätzen, kommentieren die Ökonomen ihre Ergebnisse. Dass Frauen zu sehr auf objektive Auswahlverfahren vertrauen und sich selbst zu wenig in den Vordergrund spielen, wurde mir auf einer Recherche in vielen Gesprächen mit Professorinnen in Harvard, am Massachusetts Institute of Technology und in Hilary Clintons Alma Mater, dem Wellesley College bei Boston, nachdrücklich bestätigt. Frauen müssten lernen, sich ins Blickfeld zu rücken, sie müssten lernen, frühzeitig Netzwerke zu knüpfen, und vor allem müssten sie ihre Karriere sehr viel gezielter angehen.\* Hat Drew G. Faust, die neue Präsidentin der Harvard University, das alles richtig gemacht? Die Tatsache, dass sie eine Frau ist, wird in den offiziellen Pressemitteilungen der Universität zu ihrer Ernennung am 11. Februar 2007 nicht kommentiert. Diese scheinbare Selbstverständlichkeit ist wichtig, auch wenn sie erstaunt in einem Land, das nach Meinung vieler noch nicht reif ist für eine erste amerikanische Präsidentin.

Wir müssen uns davon verabschieden, den Wunsch nach Erhöhung der Frauenanteile in der Forschung ausschließlich mit Gerechtigkeitsaspekten und dem Verweis auf das verfassungsrechtlich garantierte Gleichheitsgebot zu begründen, auch wenn Chancengleichheit eine wichtige Voraussetzung für eine Steigerung des Frauenanteils in der Forschung bildet. Die Wirtschaft und vor allem größere Firmen haben das weibliche Potenzial längst entdeckt. Vielversprechende Frauen werden spezifisch gefördert.

Bis jedoch Frauen in Führungspositionen eine Selbstverständlichkeit werden, müssen wir uns gedulden. So hat sich laut einer aktuellen Studie der Bundesagentur für

\* In der Robert Bosch Stiftung sind all diese Herausforderungen Thema eines neuen Förderschwerpunkts. Ein Beirat, dem Jutta Limbach vorsitzt, berät uns zu konkreten Förderaktivitäten. Dabei setzen wir auf praxisbezogene Projekte, vor allem auch auf Beiträge zu einem Einstellungswandel, dessen es dringend bedarf.



Arbeit der Frauenanteil in Führungspositionen in den vergangenen sechs Jahren nur geringfügig erhöht. Die wirtschaftspolitische Notwendigkeit und die evidenten Vorteile einer verstärkten Beteiligung von Frauen an der Forschung liegen aber auf der Hand. So betont der *Economist* den Nutzen: »Making better use of women's skills is not just a matter of fairness. [...] getting more [women] into work is part of the solution to many economic woes, including shrinking populations and poverty.« Bekennen wir uns jenseits der edlen Ziele der Gleichberechtigung doch auch in der Wissenschaft zu diesen Vorteilen! Ich bin davon überzeugt, dass sich mit dieser Argumentation die Barrieren zügiger überwinden lassen, die Frauen ihren berechtigten Zugang zu Führungspositionen in Wissenschaft und Forschung bislang versperren.

»Die Zahl weiblicher Professoren ist in Deutschland so niedrig wie sonst fast nirgendwo auf der Welt. Die Gutachter haben nicht verstanden, dass wir so schlecht mit unseren Wissenschaftlerinnen umgehen.«  
Ernst-Ludwig Winnacker

#### Literatur

- Biological, social and organizational components of success for women in academic science and engineering; workshop report 2006, [www.nationalacademies.org](http://www.nationalacademies.org)
- D. Brader und J. Lewerenz: An der Spitze ist die Luft dünn. *LAB Kurzbericht*, Ausgabe Nr. 2 vom 24. Februar 2006
- Do women shy away from competition? Do men compete too much? National Bureau of Economic Research, Arbeitspapier No. 11474, Juli 2005
- Europäische Kommission: She Figures. Brüssel 2006
- A guide to womenomics. The future of the world economy lies increasingly in female hands. *The Economist* vom 12. April 2006
- Kurzexpertise zum Themenfeld Frauen in Wissenschaft und Forschung im Auftrag der Robert Bosch Stiftung. Bonn CEWS, Lind Inken, Januar 2006
- A. Merkel: Rede bei der Jahresversammlung der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 31. Mai 2006
- Offensive für Chancengleichheit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Deutsche Forschungsgemeinschaft, Fraunhofer Gesellschaft, Leibniz Gemeinschaft, Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszentren, Hochschulrektorenkonferenz, Max-Planck-Gesellschaft, Wissenschaftsrat, 29. Oktober 2006
- Wissenschaft streitet um Frauenquote. *Handelsblatt.com* vom 5. Juni 2006



Carsten Hucho und  
Ferdinand Hucho

## Wilhelm von Humboldt – Schnee von gestern?

Darf man von Humboldt noch zitieren – WvH., nicht AvH.? »Der wahre Zweck des Menschen [...] ist *die höchste und proportionierlichste Bildung* seiner Kräfte zu einem Ganzen«, schreibt der ältere der Humboldt-Brüder in seiner Schrift *Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen*. Er sieht außer der Freiheit eine weitere, wenn auch mit ihr eng verbundene Voraussetzung »für die Entwicklung der menschlichen Kräfte« – nämlich die »*Mannigfaltigkeit der Situationen*«.

Gilt dies heute nicht mehr? Fast hat es den Anschein. Auch wenn der Name »Humboldt« noch immer zahlreiche Sonntagsreden zielt und die Lippenbekenntnisse zu ihm als Vater deutscher Erziehungs- und Hochschulpolitik aus den Feuilletons nicht wegzudenken sind. Laut Berliner Hochschulgesetz dienen die Hochschulen »der Pflege und Entwicklung von Wissenschaft und Kunst durch Forschung, Lehre und Studium. [...] Sie wirken dabei an der Erhaltung des demokratischen und sozialen Rechtsstaates mit und tragen zur Verwirklichung der verfassungsrechtlichen Wertentscheidungen bei«. Ambitioniert und edel geht es auch im nächsten Unterpunkt weiter: »Die Hochschulen tragen mit ihrer Forschung und Lehre zum Erhalt und zur Verbesserung menschlicher Lebens- und Umweltbedingungen bei.«

Und selbstverständlich trägt die Humboldt-Universität zu Berlin das Humboldt'sche Ideal in großen Lettern auf ihren Fahnen. Ihr Leitbild<sup>1</sup> gibt Hoffnung: Hier hat Humboldt nicht ausgedient! Aber kann eine Universität heute mit diesem tiefen humanistischen Ansatz bestehen?

### Stichwort ›Mannigfaltigkeit‹

Mit gewaltiger Energie (man kommt hier nicht ganz an dem Cliché von der deutschen Gründlichkeit vorbei)

arbeiten wir an der Erfüllung des Bologna-Abkommens und nivellieren fleißig die Buntheit unserer universitären Bildung zu Bachelor- und Master-Studiengängen, emsig den Anschluss an das meist niedrigere Niveau internationaler Konkurrenten suchend. Keineswegs soll der Name »Humboldt« für Stagnation stehen, keinesfalls soll gesagt sein, unsere zum Teil miserablen Studiengänge bedürfen nicht der Reform. Müssen wir aber wirklich resigniert die Flinte erfolgreicher Prinzipien in das dürre Korn des kleinsten gemeinsamen internationalen Nenners werfen?

### Stichwort ›höchste Bildung‹

Was ist das: höchste Bildung? Nida-Rümelin sagt, Bildung sei das, was übrig bleibt, wenn man alles vergessen hat. Bildung ist also das Gegenteil von auswendig gelerten Grundlehrbüchern, dargeboten in handlichen Häppchen, modisch »Module« genannt. Bildung ist der Mehrwert der Ausbildung.

Wie erlangt man »höchste Bildung«? Unsere Universitäten bemühen sich um sie, wiederum unter Berufung auf Wilhelm von Humboldt, durch Verknüpfung von Forschung und Lehre. Unser Land kämpft zwar um »Spitzenforschung« (weitgehend einseitig bei den Naturwissenschaften), aber im Wesentlichen durch Förderung von Großprojekten. Milliarden gehen in Vorhaben von der Weltraum- bis zur Genomforschung. Milliardenprojekte sind aber per definitionem nicht Sache der Universitäten. Außeruniversitäre Forschung und universitärer Unterricht wurden daher systematisch entkoppelt. Erst in jüngster Zeit scheint sich dieser Trend umzukehren, indem allen voran die Max-Planck-Institute, aber auch Institute der Helmholtz-Gemeinschaft und der Leibniz Gemeinschaft gemeinsam mit den Universitäten »Graduate Schools« und Forschungsk Kooperationen gründen. Und eine kluge DFG, mit einem klugen nun leider »ehemali-



gen· Präsidenten, holt die Exzellenz-Diskussion in die Universitäten zurück.

## Problembereich Geld

Wilhelm von Humboldt redet auffällig wenig über Geld. Wir sollten ihm wenigstens darin folgen. Wer sagt denn, dass man Exzellenz wie im Fußball kaufen kann? Wer hat jemals eine Korrelation zwischen Spitzenforschung und Finanzaufwand nachgewiesen? Man muss nicht auf Einstein und die Relativitätstheorie zurückgreifen (oder gar auf Kant), um zu beweisen, wie ›billig‹ Erkenntnisdurchbrüche sein können. Nobelpreise wie der von Mößbauer, von Sakmann und Neher, von Blobel wurden mit geringen bis mäßigen Mitteln erarbeitet. Noch ›billiger‹ sind selbstredend die Nobelpreise der Theoretiker, wie der von Bardeen, Cooper und Schrieffer (für die nach ihnen benannte BCS-Theorie der Supraleitung), im Jahre 2003 der Preis für Alexei Abrikosov, Vitalii Ginzburg und Anthony Leggett für die Theorie kollektiver Ordnungsphänomene, um wahllos einige herauszugreifen. Anekdoten gäbe es zum Thema ›billige Nobelpreise‹ zuhauf, wie zum Beispiel die von dem 22-jährigen Doktoranden Brian Josephson, dessen zum Nobelpreis für Physik führende Doktorarbeit (über den später nach ihm benannten Josephson-Effekt) zunächst abgelehnt worden sein soll.

Wir haben ein unsinniges Verhältnis zum Geld. Bei den Naturwissenschaften wird an unseren Universitäten als ein Maß für Leistung unter anderen die Summe der eingeworbenen Drittmittel gesehen und entsprechend honoriert. Außerhalb des ›Systems‹ versteht dies niemand: Tatsächlich ist es also ehrenhaft, möglichst viel Geld zu verbrauchen, nicht etwa, möglichst viele Ergebnisse pro Geldeinheit zu erlangen? Wer kann es unseren Geldgebern verübeln, dass sie Kennzahlen sehen wollen, die den Erfolg ihrer Förderung schnell ablesen lassen? Wie aber lässt sich wissenschaftlicher Output überhaupt bewerten? Die Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (BLK) sieht das sehr pragmatisch und will mit betriebswirtschaftlichen Steuerungselementen, wie sie sagt, die eigenverantwortliche Qualitätssicherung der Forschung stärken. In diesem Zusammenhang hat sie die 84 Institute der Leibniz Gemeinschaft aufgefordert, umgehend das betriebswirtschaftliche Instrument der Kosten-Leistungs-Rechnung einzuführen. Das Ziel ist einfach: der Übergang von der

Ausstattungsförderung zur Leistungs-(Output-)Förderung – transparent, natürlich. Während die Bewertung der Kosten unmittelbar einleuchtet, entzieht sich aber die Einführung eines handlichen Punktesystems für die Leistung im Wissenschaftsbetrieb dem gutwilligen Wissenschaftsbürokraten. Schon in der Leibniz Gemeinschaft ist es nicht leicht, so unterschiedliche Einrichtungen wie das Astrophysikalische Institut Potsdam, das Deutsche Bergbau-Museum, das Hamburgische Welt-Wirtschafts-Archiv und das Leibniz-Institut für Neurobiologie<sup>2</sup> nach einheitlichen – natürlich fairen – Kriterien zu bewerten.

Ist die Anzahl der Publikationen ein Leistungsindikator? Es gibt Mittel und Wege, die Publikationsanzahl bei gleichbleibendem Erkenntnisgewinn zu verdoppeln. Kollegen von der Universität Köln versuchten es einmal anders: Sie errechneten den Preis pro Veröffentlichung, oder besser noch: pro Zitat von Veröffentlichungen (also den »bang for the buck«, wie es in den USA heißt, den wissenschaftlichen Wirbel pro Euro, sozusagen). Damals erzielte zum Beispiel die kleine (billige) Universität Konstanz einen Spitzenplatz, weit vor viel teureren außeruniversitären Institutionen. Kein Wunder, dass ein solches Evaluierungskriterium keinen Bestand hatte.

Zählen Patente? Auch bei den Zoo- und Wildtierforschern? Wollen wir die Zahl der abgeschlossenen Doktorarbeiten bewerten – und dabei nicht zu inflationären Promotionsabschlüssen gelangen? Zählen Aufenthalte von Gastwissenschaftlerinnen oder der eigene Aufenthalt im Ausland – oder führt dies zu reinem Wissenschaftstourismus?

Vergessen wir von Humboldt nicht! Das wertvollste Prinzip, das wir in der Universitätspolitik mit seinem Namen verbinden, ist der Zusammenhang zwischen Forschung und Lehre. Nicht nur, dass der forschende Hochschullehrer spannendere, aktuellere, praxisnähere Vorlesungen hält und nicht einfach abgestandenes Lehrbuchwissen reproduziert: Verknüpfung von Forschung und Lehre bedeutet in unserem Land, dass mehr als anderswo Diplomanden und Doktoranden, also Auszubildende, die Träger der Forschung sind. Nimmt man die Postdocs hinzu, die Jungwissenschaftler in ihren Lehr- und Wanderjahren, so stellt die ›Lehranstalt‹ Universität ein Heer hochqualifizierter, -motivierter und vor allem unverbraucher, noch dazu billiger Forscher zur Verfügung, ohne die in deutschen Laboratorien nichts mehr ginge. Umgekehrt





ginge übrigens auch in der Lehre nichts mehr, wenn dieses Heer der Jungforscher nicht mehr als Tutoren und Assistenten zur Verfügung stünde.

Auch unser Vorbild, die USA, sieht es so: Dort gibt es etwa 100 Forschungsuniversitäten, die es ihren Studenten anbieten, forschend zu lernen. Daneben gibt es nahezu 4 000 Hochschulen, die zur wissenschaftlichen Spitzenleistung der Nation fast nichts beitragen. Die Chefs amerikanischer Forschungslabors geben durchweg deutschen Bewerbern bei Stellenbesetzungen den Vorzug vor Absolventen jener 4 000 amerikanischen Hochschulen mit ihren wesentlich kürzeren ›effizienteren‹ Studiengängen. Es wird für uns darum gehen, mit unseren Bachelor- und Masterstudiengängen dem richtigen Vorbild nachzueifern!

Man mag einwenden, dass aber im 21. Jahrhundert die schönen ruhigen Zeiten endgültig vorbei seien, in denen man sich dem Höheren und dem Reinen hingeben konnte. Auch wenn man der Verlockung widersteht, die marktwirtschaftlichen und scheinbar effizienten Strukturen amerikanischer Universitäten einfach zu kopieren, so ist das Hineinreden von Vertretern der Wirtschaft, der Ruf nach ›Transparenz der Förderung‹ und Effizienz in der Mittelverwertung, der lästige Populismus so manchen Politikers längst vom begleitenden Murmeln zur schrillen Dominante geworden.

Aber ist es denn nicht folgerichtig, dass man den veränderten Zeiten gerecht wird? Wenn Humboldt sich dem Ideal des menschlichen Menschen verschrieben hat, schön und gut. Sind die Zeiten nicht härter geworden – herrschen nicht andere Zwänge und Bedürfnisse? Bedenken wir: Die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Universität durch Wilhelm von Humboldt im Jahre 1809 lag auch damals eben nicht im Trend der Zeit. Im Gegenteil, sie stemmte sich gerade gegen die neue Entwicklung von der Bildung zur Ausbildung. Während im 18. Jahrhundert Bildung im Wesentlichen ein kulturelles Element war, setzte just zu Humboldts Zeiten die Umwertung der Bildung zum Wirtschaftsgut ein. Ende des 18. Jahrhunderts rollte die industrielle Revolution über Europa, und wenn es auch anfangs nur wenige Berufe gab, die nicht in der Produktion angesiedelt waren, begann die Industrialisierung rasch die Ressource ›Wissen‹ zu entdecken. Es wurden zunehmend Arbeitsplätze für

gebildete Menschen geschaffen, die den Arbeiter im reinen Produktionsprozess ergänzten (im 18. Jahrhundert wurde China dafür bewundert, 20 000 solcher Arbeitsplätze pro Jahr zu schaffen, in den USA sind es heute – bei vergleichbarer Einwohnerzahl – etwa eine Million pro Jahr).

Während also ironischerweise fast exakt *bis* Humboldt breites Wissen und Bildung als humanistische Werte erworben wurden und Bestandteil und Aufgabe der Kultur waren, musste nun eigentlich zunehmend Spezialwissen und Expertenwissen vermittelt werden. Der *ausgebildete* Mensch wurde zum Wirtschaftsfaktor. Und genau zu diesem Zeitpunkt, dem Übergang von Bildung zu Ausbildung, etablierte Humboldt ›seine‹ Universität – ein lupenreines Retro-Konzept. Und fast 200 Jahre lang konnte sich die Universität der Vereinnahmung als Berufsausbildungsstätte erwehren. Auch nach 200 Jahren zeigt sich, dass das Humboldt'sche Prinzip der Einheit von Lehre und Forschung neben dem unbestreitbaren hohen ideellen Wert wohl auch den höchsten wissenschaftspolitischen Wert besitzt. Die Studenten im Labor, die Doktorandinnen in der Lehre treiben die Erkenntnis an den Universitäten dynamischer, eben gerade unberechenbarer und damit wertvoller voran, als es jedes Ranking-System könnte.

Und vielleicht lohnt sich hier die Suche nach einem aussagekräftigen, objektiven Bewertungsschema für die Leistung einer Universität oder Forschungseinrichtung? Je näher eine Institution dem Humboldt-Ideal kommt, desto höher ist der Leistungsfaktor in der Kosten-Leistungs-Rechnung. Es müsste sich nur noch ein Wissenschaftsadministrator finden, der dies in eine einfache Formel gießt. Impact-Faktor (if)<sup>3</sup>, Hirsch-Faktor (h)<sup>4</sup>: Es gibt Ansätze, Qualität statt Quantität zu messen – aber das ist ein weites Feld, jenseits von Humboldt.

1 <http://zope.hu-berlin.de/ueberblick/leitbild/>

2 [http://www.wgl.de/extern/institutionen/index\\_1.html](http://www.wgl.de/extern/institutionen/index_1.html)

3 [http://de.wikipedia.org/wiki/Impact\\_Factor](http://de.wikipedia.org/wiki/Impact_Factor) und Zitate darin

4 [http://arxiv.org/PS\\_cache/physics/pdf/0508/0508025.pdf](http://arxiv.org/PS_cache/physics/pdf/0508/0508025.pdf)



Deutschen

Verdienstmedaille  
Organe des MDJ

Verdienstmedaille  
Organe des MDJ

Verdienstmedaille  
Organe des MDJ

Medaille für ausgezeichnete  
Leistungen in den  
bewaffneten Organen des

Aktivist der  
sozialistischen Arbeit

Medaille für treue  
bewaffneten Organe

Medaille für treue  
bewaffneten Organe

Medaille für treue  
bewaffneten Organe

Scheide  
Auftrag  
1971





Dagmar Simon und  
Andreas Knie

## Aus Mangel an Beweisen

›Exzellente‹ Kriterien in der Wissenschaft? Das Peer Review als  
Konsensmaschine

*Es gibt nur eine Art von Exzellenz.  
Exzellenz ist Exzellenz.  
Ernst-Ludwig Winnacker*

Die deutsche Gelehrtenrepublik ist ernsthaft in Bewegung geraten, flächendeckende Evaluierungen, Rankings und Ratings, neue Steuerungsinstrumente werden ausprobiert, aber alte Rangordnungen beibehalten: Die Mischung aus Professoren-Herrschaft und modernen Managementsystemen ist brisant. Konkurrenz und Wettbewerb halten Einzug, Marktwirtschaft wird mit dem Höhepunkt Exzellenz-Initiative simuliert. Nicht nur, dass Wettbewerb in einem bislang ungeahnten Maße stattfindet. Wir haben auch eine neue Bezeichnung, die alles auf den Begriff bringt: EXZELLENZ!

Als Differenzierungskriterium wird Exzellenz wahr- und auch ernst genommen. Exzellenz taucht oft als Begriff im Zusammenhang mit wissenschaftlicher Qualität auf und ersetzt diesen. Exzellenz ist der Maßstab aller Dinge. Exzellenz hält nicht nur Einzug in die Rhetorik des wissenschaftlichen Verkaufsmanagements, der Begriff wird auch zunehmend in Bewertungs- und Beurteilungsprozessen wissenschaftlicher Leistungen eingesetzt. War es bei dem Kriterium ›wissenschaftliche Qualität‹ noch offen, welche Kriterien gemeint sein könnten, so soll Exzellenz allein für sich sprechen. Man sieht es schon an den Horizonten aller Evaluationen in Wissenschaft und Forschung auftauchen: Wie steht es mit der wissenschaftlichen Exzellenz? Wird mit exzellenten Wissenschaftlern oder Institutionen – am besten Centers of Excellence – kooperiert? Exzellente Forschung, exzellente Lehre? Kurz, ›Exzellenz‹ wird zu einem zentralen Mode- und Konjunkturbegriff, wie es in den letzten Jahren die Begriffe ›Kooperation‹ und ›Kohärenz‹ bereits gewesen sind.

Und hier beginnen die Probleme: Ein gewünschtes Differenzierungsmerkmal mutiert zu einem ›All-in-‹

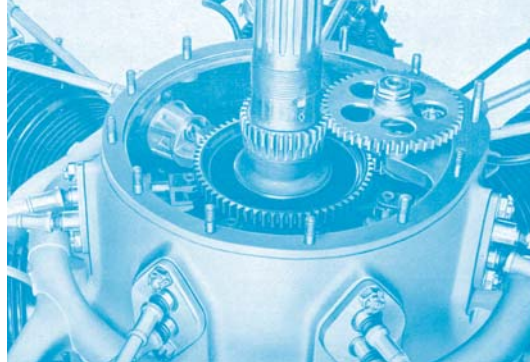
Kriterium, das wenig erklärt, aber viel verschleiern kann. Es droht die Gefahr, dass durch ein weitgehend implizites Verständnis Entdifferenzierung statt Differenzierung betrieben wird: Ebendies verhindert eher notwendige Lernprozesse zu Voraussetzungen und Bedingungen, aber auch zu den Hindernissen und Problemlagen für unterschiedliche exzellente Produkte. Wenn man die zugegebenermaßen altmodische Auffassung vertritt, dass Bewertungsprozesse in der Wissenschaft nicht nur als lästige Routine, welche die Wissenschaftler lediglich von ihren eigentlichen Aufgaben abhält, zu verstehen sind, sondern darauf setzt, dass Forschungseinrichtungen und Hochschulen von diesen profitieren, dann lohnt sich ein Blick hinter die Kulissen, um den Konsens über wissenschaftliche Qualität und Exzellenz zu verstehen.

Die Diskussion um die Angemessenheit von expliziten Kriterien zur Beurteilung sehr unterschiedlicher Leistungen in Wissenschaft und Forschung ist wohlbekannt. Es geht immer wieder um die Frage, ob mit einem definierten Set von Kriterien – vor allem Artikel in international referierten Journalen und wettbewerbsorientierte Drittmittelinwerbungen – gute wissenschaftliche Qualität abgebildet werden kann. Diese Bewertungsmaßstäbe haben eine erstaunliche Stabilität. Der Konsens der Fachkollegen, das Peer Review, gilt bislang immer noch alternativlos in der Wissenschaft, trotz Zweifeln an Validität, Reliabilität und Fairness. Es gewinnt sogar noch weitere Bedeutung durch die Anwendung des Verfahrens in Evaluierungen, Akkreditierungen und allgemeinen Begutachtungsanforderungen.

Zwar weiß tatsächlich niemand, wie man wissenschaftliche Qualität objektiv messen kann, aber die Wissenschaftstheorie hat nach Einschätzung von Friedhelm Neidhardt dieses Problem längst überwunden und sich allein auf *Verfahren* zur Qualitätssicherung verständigt.

Der Erfolg des Peer Review mit einem allgemeinen Set von wenigen Kriterien ist damit zu erklären, dass die-





ses Verfahren über alle Disziplinen und Subdisziplinen hinaus, quer zu allen Organisationstypen und Trägereinrichtungen von Forschungsinstituten anwendbar ist und dass es mit diesen explizierten Kriterien Vergleichbarkeit von scheinbar nicht Vergleichbarem herstellt. Es ist aufschlussreich, die Versuche zu beobachten, Kriterienkataloge auszudifferenzieren und zu spezifizieren und das Peer Review zum Expert Review weiterzuentwickeln: Verändert hat sich bislang nicht viel, es sind zwar Bewertungsmaßstäbe hinzugekommen, die gesellschaftliche Praxisrelevanz messen oder Struktur- und Organisationsfragen einen höheren Stellenwert zukommen lassen. Aber vor allem die Hierarchie der Bewertungsindikatoren bleibt weitgehend unangetastet. Kriterien, die sich nicht direkt auf den unmittelbaren wissenschaftlichen Output beziehen, sondern etwa auf Patente und andere Verwertungsformen, sind von vornherein tiefer ›gerankt‹. Das disziplinübergreifende, objektiv Messbare wird weiterhin durch den Konsens der Experten ersetzt. Das Urteil der Fachkollegen ist die Basis für die Bewertung wissenschaftlicher Leistung. Die Peers entscheiden, ob ein Aufsatz in einem Journal oder eine Monografie in einer angesehenen Verlagsreihe erscheinen kann, ob ein Forschungsantrag auf Zuwendung erfolgreich ist, wer einen Lehrstuhl bekommt, oder eben auch darüber, ob eine Universität exzellent ist. Je größer die Zahl ist und je internationaler die Peers zusammengesetzt sind, desto besser für die Reputation des Verfahrens und umso ›exzellenter‹ das Ergebnis. Das Peer Review erscheint damit als eine international äußerst erfolgreiche ›Konsensmaschine‹. Es funktioniert ohne großen Verhandlungsaufwand, international, organisations- und disziplinübergreifend. Die weltweit hohe Achtung der DFG basiert auf diesem Prinzip, und auch das neu geschaffene European Research Council (ERC) ist daran ausgerichtet.

Die hohe Akzeptanz und Verbreitung dieser Verfahrensgrundsätze beruhen möglicherweise aber nicht nur auf der Einfachheit der Regeln. Wenn der Bezug zum Grundraster hergestellt ist, scheint plötzlich viel Raum für die Anerkennung der Vielfalt, des Besonderen oder des Außergewöhnlichen zu herrschen. Aber dieser ›flexible‹ Anteil bleibt informell und wenig transparent, es sind sozusagen individuelle Zuschreibungen. Ganz offenkundig meiden zum Beispiel Evaluatoren eine explizite Verständigung auf diese kontextbezogenen Bewertungsformeln, um die einheitlichen Verfahrensgrundsätze nicht zu gefährden. Dies hätte für die Einheit der Wissenschaft

oder die einheitliche Bewertung etliche Konsequenzen – auch im Hinblick auf ihren Anspruch der Exklusivität. Aber ist eine neue Softwareentwicklung in der Informationstechnologie tatsächlich mit einer Monografie über kulturelle Desintegrationsprozesse in den Geschichtswissenschaften vergleichbar? Da doch die Forschungspraktiken und die Produkte so unterschiedlich sind? Einerlei Maß zu vielerlei Produkten?

Die Legitimation des Peer Review, also primär über Verfahrensregeln zu Bewertungen zu gelangen, ruht ohne Zweifel auf der konsensstiftenden Wirkung. Daher hatte man auch beschlossen, die zusätzlich zur Finanzierung der Wissenschaft angebotenen knapp zwei Milliarden Euro im Exzellenz-Wettbewerb allein auf der Basis des Peer Review zu verteilen. Keine politischen oder wirtschaftsstrukturellen, also fachfremden Interessen dürfen die sachgemäße Verteilung der Gelder stören. Es entscheidet nur die Wissenschaft darüber, wie die vom Steuerzahler finanzierten Mittel zu verausgaben sind. Wenn das Peer Review so zentral für die Bewertung von Exzellenz ist und die Reputation über allem steht, dann dürfte das Beharren auf diesem Verfahren doch den Konsens bei der Verteilung der Mittel praktisch garantieren.

Doch etwas ging schief. Man kann im Augenblick nur darüber mutmaßen, warum nicht wenige aus der Fachwelt, aber auch aus der Politik und Öffentlichkeit sich über die bisherigen Ergebnisse aufregen. Denn diesmal geriet die Konsensmaschine ins Stottern. Kaum waren die Resultate der ersten Runde bekannt, beschwerten sich die Vertreter der ostdeutschen Universitäten darüber, dass kaum drei Prozent der bisher verteilten Mittel aller drei Förderlinien in die neuen Länder fließen werden. Politiker aus Norddeutschland klagten offen darüber, dass man vorher doch eine Abstimmung mit den Interessen aller Länder verabredet habe, das Ergebnis hingegen alles andere als den föderalen Länderproporz berücksichtige. Die Vertreter der Sozial- und Geisteswissenschaften meldeten sich zu Wort und bemängelten, dass Absprachen und Vereinbarungen nicht eingehalten worden seien, dass man bei der lukrativen zweiten Förderlinie, den Clustern, fast ganz leer ausgegangen sei und dass dies bei der zweiten Runde auf jeden Fall geändert werden müsse.

Damit aber nicht genug. Präsidenten der am Verfahren beteiligten Hochschulen übten Kritik an den nicht eindeutig zu decodierenden Signalen im Vorfeld: Sollte man sich mehr auf die Grundlagenforschung konzentrieren und damit das für die Peers wirklich beherrschbare Feld



disziplinärer Forschung ausweisen oder doch mehr den Anwendungsbezug und die Nützlichkeit der Arbeiten für die Wirtschaft in den Vordergrund stellen?

Die genannten Kritiker waren keine Randfiguren, sondern Repräsentanten legitimer und ausgewiesener Interessen der etablierten Wissenschaftspolitik, die eines ganz offen und für die Öffentlichkeit auch transparent dokumentierten: Wenn man das Peer Review tatsächlich einmal gemäß den vom Wissenschaftsrat und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft definierten und akzeptierten Regeln etabliert, ist dieses Verfahren durchaus kritikwürdig. Das Ergebnis der Exzellenz-Initiative wird ohne Zweifel eine weitere Differenzierung der Hochschullandschaft in Deutschland sein. Aber dies sollte auf Basis gemeinhin wissenschaftsinterner Regeln geschehen – so dachten sich dies jedenfalls die Erfinder. Doch während man insbesondere das wettbewerblich orientierte Bewertungsverfahren als Leistungsmaßstab lobte, kritisierten andere Fachkollegen einen offenkundigen Bias und dementierten die angeblich leistungsgerechte Beurteilung. Vielmehr machte das böse Wort vom ›Matthäus-Effekt‹ die Runde: Nicht immer seien die besten Projekte zur Förderung empfohlen worden, sondern vielmehr sei man nach dem Prinzip vorgegangen: Denen, die haben, wird gegeben.

Die Reaktionen auf die Ergebnisse der ersten Ausschreibungsrunde des Exzellenz-Wettbewerbs nähren daher den Verdacht, dass möglicherweise die Konzentration allein auf das Peer Review nicht wie gedacht für die interne Steuerung ausreicht. Als Kronzeuge dient mit Ernst-Ludwig Winnacker sogar einer der ›Väter‹ der Exzellenz-Initiative.

Natürlich würdigt der neue Generalsekretär der ERC das Peer-Review-Verfahren als die einzige Möglichkeit zur Feststellung wissenschaftlicher Qualität. Doch er diagnostizierte zum Ende seiner Amtszeit als Präsident der DFG erhebliche Strukturprobleme in der Wissenschaft, die auch kein sonderlich gutes Licht auf die internen Steuerungsmechanismen werfen. Er kritisiert in seinem abschließenden Mängelbericht den sehr geringen Anteil der Frauen in Führungspositionen der wissenschaftlichen Selbstverwaltung, die ›Hackordnungen‹ sowie Verkrustungen im Lehrkörper der deutschen Universitäten, die keine systematische und erfolgreiche Nachwuchsförderung erlauben, oder gar die ›Versäulung‹ in der außeruniversitären Forschungslandschaft, die keinen fruchtbaren Dialog unterstützt. Und er geht davon aus, dass die wirk-

lichen Innovationen in den Wissenschaften vor allen Dingen an den Rändern der Disziplinen entstehen und gerade diese Bereiche häufig bei den Evaluationen durch die Fachkollegen nicht angemessen bewertet werden.

Diese Einschätzung lässt Zweifel an der wissenschaftsinternen Qualitätssicherung aufkommen. Die Begutachtung der Kollegen vollzieht sich nämlich keinesfalls kontextfrei. Bislang sind diese Entscheidungen offenkundig immer wieder durch mehrere Filter gelaufen, um am Ende dann wirklich unumstößlich und ›robust‹ zu sein. Hierzu benötigt das Verfahren das Votum der Kollegen, aber eben auch den stillen Interessenausgleich aller Beteiligten und – viel mehr als bisher gedacht – den Respekt vor der Differenz in der Forschung. Die Evaluationsberichte der letzten Jahrzehnte zeigen, dass sich dieser Prozess der Interessenabwägung als implizites Kriterium in die Bewertungsprozesse hineinschleicht und dass sich dies auch im Ergebnis der Evaluationen niederschlägt.

Das Problem der Exzellenz-Initiative liegt somit darin, dass man Regeln der Begutachtung durch die Fachkollegen als einzigen Maßstab der Qualitätssicherung für bare Münze gehalten und den gesamten Subtext zu wenig beachtet hat. Die Erfolgsformel der Begutachtung durch die Fachkollegen unter Bezug auf universelle Verfahrensgrundsätze wirkt nur, wenn damit auch andere, eben implizite Annahmen transportiert werden können. Dieses bietet überhaupt erst die Gewähr dafür, dass die unterschiedlichen Varianten und Organisationsformen moderner wissenschaftlicher Praxis zu vergleichen sind. Wenn man also weiterhin primär auf Verfahren anstatt auf Inhalte zur Bewertung der Wissenschaft setzt, dann ist eine Forschung nur dann auch exzellent, wenn die Forschungspraxis kontextbezogen reflektiert wird und die Bewertung in einem angemessenen Gesamtrahmen erfolgt. Exzellenz ›an sich‹ kann es daher nicht geben.

Michael Hartmann

## Was heißt eigentlich ›Exzellenz‹?

Exzellenz ist im deutschen Wissenschaftsbetrieb binnen weniger Jahre zu einem zentralen Begriff geworden. Bezeichneten zunächst nur einzelne Universitäten besonders gute Institute oder Forschungsverbände in Anlehnung an US-Gepflogenheiten als Centers of Excellence, so gibt es mittlerweile kaum noch Hochschulen, die nicht wenigstens eine ihrer Einrichtungen so nennen. Exzellenz ist heute allerorten zu bewundern. Es gibt Initiativen für Exzellenz wie zum Beispiel die Marie-Curie-Lehrstühle der Alexander von Humboldt-Stiftung, explizit Exzellenz fördernde Preise wie den Max-Planck-Preis, Exzellenz als Leitbild der unterschiedlichsten Hochschulen und, last but not least, die Exzellenz-Initiative mit ihren gravierenden Konsequenzen für die deutsche Hochschullandschaft.

Was aber bedeutet Exzellenz? Handelt es sich dabei wirklich nur um herausragende Leistungen, wie die Befürworter und Verfechter der Exzellenz-Initiative immer behaupten, oder steckt doch mehr dahinter? Anfänglich handelte es sich um die Kürung von Elite-Universitäten, dann wurde aus Elite Exzellenz. Ist das nur ein Zugeständnis an Vorbehalte dem Elite-Begriff gegenüber? Sind Exzellenz und Elite eigentlich identisch?

Ein Blick auf die etymologischen Wurzeln des Wortes Exzellenz zeigt, dass ›excellencia‹, der lateinische Ursprung des Wortes, zum einen für herausragende Leistung bzw. Qualität, zum anderen für eine herausgehobene höhere Stellung steht. Diese Doppelbedeutung hat sich im französischen Wort ›excellence‹ über die Jahrhunderte erhalten. Mit ihm werden auch heute noch gleichermaßen ausgezeichnete Leistungen und hohe Würdenträger in Diplomatie wie Kirche bezeichnet. Die Nähe zum Elite-Begriff ist hier auch sprachlich unübersehbar. Elite bedeutet aber gerade nicht, dass alle die gleiche Chance haben. Elite bedeutet vielmehr die dauerhafte Absonderung einer kleinen Gruppe vom Rest, von der Masse – eine Absonderung, die nicht ausschließlich,

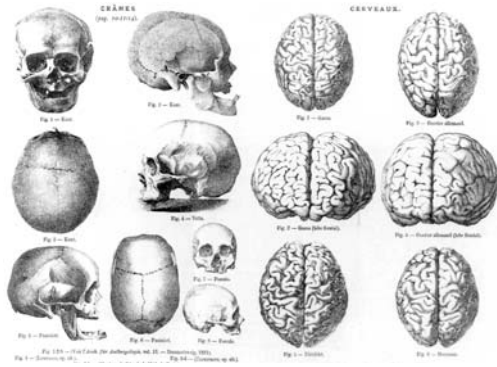
ja nicht einmal überwiegend auf Leistung zurückzuführen ist, sondern in hohem Maße auf Herkunft und die Einbindung in Macht- und Herrschaftsstrukturen.

Das gilt nicht nur für die gesellschaftlichen Eliten in Wirtschaft, Politik, Justiz und Verwaltung, sondern auch für die Universitäten. Die Hochschulen, die im Exzellenz-Wettbewerb zu den Gewinnern zählen, haben ihren Sieg nicht ausschließlich, teilweise nicht einmal vorrangig ihren im Vergleich zur Konkurrenz besseren Leistungen zu verdanken. Der langjährige DFG-Präsident Ernst-Ludwig Winnacker verweist als Begründung für die Konzentration der Exzellenz-Gelder auf wenige Hochschulen vor allem im Süden der Republik zwar stets darauf, dass auch heute schon fast die Hälfte der DFG-Fördergelder an nicht einmal 20 Universitäten fließt. Diese Verteilung sagt über die tatsächliche Leistungsfähigkeit aber weit weniger aus, als die Zahlen auf den ersten Blick suggerieren.

Münch und Teichler demonstrieren das sehr eindrücklich anhand der DFG-Mittelvergabe der Jahre 1999 bis 2001. Damals gingen 32 Prozent der Mittel an nur zehn Universitäten, weitere 25 Prozent an die nächsten zehn, das heißt 57 Prozent an die besten 20 Universitäten, gerade einmal halb so viel an die nächsten 20 Universitäten und nur ganze acht Prozent an die auf den Plätzen 41 bis 50 rangierenden. Das spricht scheinbar für enorme Leistungsunterschiede zwischen den Hochschulen.

Berücksichtigt man allerdings die Zahl der jeweils beschäftigten Wissenschaftler und rechnet nicht pro Hochschule, sondern pro Wissenschaftler, so ergibt sich schon ein weit weniger eindeutiges Bild. Zwar liegen die ersten zehn Universitäten auch dann noch deutlich vorn, der Unterschied zu den Universitäten auf den Plätzen 41 bis 50 fällt aber nur halb so hoch aus, wie es die absoluten Summen vermuten ließen.

Außerdem kommt es zu teilweise erheblichen Verschiebungen in der Reihenfolge. So stürzt zum Beispiel



die LMU München, eine der drei Elite-Universitäten und in allen Rankings wie auch bei der absoluten DFG-Mittelverteilung immer ganz vorn, ins Mittelfeld ab. Bei Berücksichtigung der Fächerverteilung würden die Unterschiede sogar noch weiter abnehmen. Teichler zeigt das am Beispiel Nordrhein-Westfalens, wo, gewichtet man die Fächergruppen, unter den multidisziplinären Universitäten die am wenigsten erfolgreiche pro Kopf immerhin noch 70 Prozent der Mittel einwerben konnte, die der erfolgreichsten zuteil wurden. Absolut dagegen entfallen auf die beste, in diesem Falle die RWTH Aachen, über ein Viertel der gesamten Drittmittel aller 25 nordrhein-westfälischen Hochschulen.

Dazu kommt noch, dass die Verteilung der DFG-Gelder erheblich weniger über die Leistungsfähigkeit der Hochschulen aussagt, als gemeinhin angenommen wird. Münch zeigt dies in einem Vergleich der eingeworbenen Mittel mit der Anzahl der drei Jahre später veröffentlichten Publikationen. Nur in einem einzigen von 13 untersuchten Fächern fand er eine signifikant positive

senschaftlern in den entscheidenden Gremien hat von vornherein zu einer vollkommen ungleichen Verteilung der Erfolgchancen geführt. Da nützt herausragende Leistung nichts.

Wenn die Exzellenz-Initiative auf der Ebene ganzer Universitäten grundsätzliche Unterschiede feststellt zwischen ›exzellent‹ auf der einen und ›durchschnittlich‹ auf der anderen Seite, sprich zwischen Elite und Masse, dann misst sie nicht nur mit zweierlei Maß. Sie ignoriert darüber hinaus auch die Tatsache, dass die Differenzen innerhalb der einzelnen Fakultäten und Universitäten in der Regel viel größer sind als die Unterschiede zwischen den Fakultäten oder gar den Hochschulen. Nicht ganze Universitäten sind unter fachlichen Gesichtspunkten hervorragend, sondern einzelne Wissenschaftler oder Gruppen von Wissenschaftlern. Eine tief greifende Differenz zwischen gesamten Universitäten kommt, das zeigen die USA, erst dann zustande, wenn einzelne Einrichtungen dauerhaft über sehr viel größere Finanzmittel verfügen können als der Rest. Der Exzellenz-Wettbewerb will ge-

*Die Exzellenz-Initiative wird jene Differenz zwischen Elite- und Massenhochschulen in den nächsten Jahren also real erst schaffen, die festzustellen sie jetzt vorgibt. Sie wird damit eine Entwicklung endgültig festschreiben, die sich in der Verteilung der DFG-Mittel schon seit langen Jahren zeigt.*

Korrelation zwischen Drittmittelwerbung und Publikationshäufigkeit, in neun Fächern überhaupt keine. Es gibt in allen Fächern Institute mit hohem Drittmittelvolumen und einer geringen Anzahl an Publikationen und umgekehrt. Eine direkte Verknüpfung zwischen, in heutiger Hochschuldiktion gesprochen, Input und Output aber existiert nicht. Münch führt die Konzentration der DFG-Mittel deshalb auch nicht auf die überlegene Leistungsfähigkeit der in dieser Beziehung erfolgreichen Institute und Universitäten zurück, sondern auf ihre weit überdurchschnittliche Repräsentanz in den DFG-Gremien. Macht, nicht Leistung, sei letztlich ausschlaggebend.

Das gilt nicht nur hinsichtlich der Hochschulen, sondern auch in Bezug auf die Fachdisziplinen. Dass die Geistes- und Sozialwissenschaften beim Exzellenz-Wettbewerb mit nur einem einzigen von 17 Exzellenz-Clustern weit unterdurchschnittlich abgeschnitten haben, hat nichts mit ihrer Leistungsfähigkeit zu tun. Die Kriterien des Wettbewerbs und die Dominanz von Medizinern, Natur- und (in geringerem Maße) Ingenieurwis-

nau das erreichen. Er konstatiert einfach eine grundlegende Differenz zwischen den Hochschulen, zementiert sie dann in einem Ranking und weitet sie massiv aus.

Die führenden 20 Universitäten werden im Rahmen der Initiative nicht nur gut die Hälfte, sondern vermutlich weit über 90 Prozent der zu vergebenden Mittel auf sich vereinigen. Die Exzellenz-Initiative wird jene Differenz zwischen Elite- und Massenhochschulen in den nächsten Jahren also real erst schaffen, die festzustellen sie jetzt vorgibt. Sie wird damit eine Entwicklung endgültig festschreiben, die sich in der Verteilung der DFG-Mittel schon seit langen Jahren zeigt. Es gilt das Matthäus-Prinzip. Wer hat, dem wird gegeben, und das auch relativ unabhängig von der wirklichen Leistung.

Literatur

- M. Hartmann: Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft. Frankfurt am Main 2002
- M. Hartmann: Die Exzellenzinitiative – ein Paradigmenwechsel in der deutschen Hochschulpolitik, in: *Leviathan* 34, 2007, S. 447–465
- R. Münch: Drittmittel und Publikationen, in: *Soziologie* 35, S. 442–446
- U. Teichler: Hochschulstrukturen im Umbruch. Eine Bilanz der Reformdynamik seit vier Jahrzehnten. Frankfurt am Main 2005, S. 269, 338f.



Gregor Markl

## Vom Wahn der Vernetzung oder: der Politik ins Netz gegangen

Derzeit spielt sich in Deutschland im Zeitraffertempo, das heißt innerhalb weniger Monate, etwas ab, wofür die so bewunderten angelsächsischen Universitäten Jahrzehnte, wenn nicht sogar Jahrhunderte gebraucht haben: die Klasseneinteilung unserer Hochschulen. Natürlich war denkenden Menschen (also vielen Mitbürgern und insbesondere dann, wenn sie in den Genuss einer akademischen Ausbildung an einer deutschen Hochschule kamen) schon länger klar, dass Hochschule nicht gleich Hochschule, Fachbereich nicht gleich Fachbereich ist und insofern Ungleichheit existierte. Es gab Große und Kleine, Volluniversitäten und auf bestimmte Fachbereiche spezialisierte Hochschulen, technische Universitäten und Privatuniversitäten, Fachhochschulen und Berufsakademien – kurzum, einen bunten Strauß von Ausbildungseinrichtungen, die aber eines gemein hatten: Ihre Absolventen waren (und sind immer noch) im In- und Ausland hoch angesehen.

Seit wenigen Wochen ist nun alles anders: Nun gibt es Elite-Hochschulen; es gibt Hochschulen, die zwar nicht zur Elite gehören, aber immerhin ein oder mehrere Exzellenz-Cluster oder Graduiertenschulen zugesprochen bekommen haben; und es gibt den Rest, fast möchte man sagen: den Abschaum, die Hochschulen, die jetzt öffentlich bescheinigt bekommen haben, dass sie bestenfalls Durchschnitt sind, was aber effektiv bedeutet: abgeschlagen, unter ›ferner liefern‹. Über Nacht also haben wir eine mindestens aus drei Klassen bestehende Universitätslandschaft erhalten, mit einer von Gutachtern ernannten ›Ivy League‹ und mit einem umfangreichen Bodensatz.

Schade eigentlich. Denn man darf doch bezweifeln, dass Universitäten wie Tübingen, Stuttgart, Bayreuth oder Köln, die alle in der sogenannten Exzellenz-Initiative bisher leer ausgingen, plötzlich schlechtere Ausbildung anbieten als vorher, dass ihre Absolventen weniger gefragt sind, dass die dort tätigen Wissenschaftler weniger originell sind als noch vor Jahresfrist. Genauso kann

man sich fragen, was denn Karlsruhe vor Heidelberg oder die TU München vor der RWTH Aachen so sehr auszeichnet, dass die einen sich jetzt Elite-Universität nennen dürfen, die anderen aber nicht. So ist eben Wettbewerb auf Deutsch: Gutachtergremien und nicht der Markt bewerten Forschungsergebnisse und Absolventen.

Gut, man kann ja sagen: Das war erst die erste Runde. In der zweiten gibt es noch einmal Chancen für viele Universitäten (und die genannten sind dann ja auch beachtet worden). Genauso könnte man einwenden: Da spricht der Neid des in Tübingen Ansässigen, der als schlechter Verlierer die ganze Initiative madig machen will. Dem ist nicht so, denn ich werde auch noch Positives über die Exzellenz-Initiative zu sagen haben. Und doch, so glaube ich, verdient es auch ein paar kritische Anmerkungen, dass durch diesen unseligen Begriff der Elite-Universität innerhalb kürzester Zeit Wertungen in der breiten Bevölkerung verankert werden, die mit der Realität nicht wirklich zur Deckung zu bringen sind.

Nun ist es ja offensichtlich so, dass zum Beispiel Karlsruhe tatsächlich nicht aufgrund des bisher Geleisteten seinen Titel bekam, sondern wegen der vollmundigen, gut durchdachten, aber eben nur angekündigten Versprechung, sich mit der dort ansässigen Großforschungseinrichtung zu vereinigen – wobei kein Mensch weiß, wie genau dies funktionieren wird und ob dabei ein Mehrwert entsteht. Vielleicht gibt 1 + 1 in diesem Fall nur 1,8 und nicht die erhofften 2,5? Nicht, dass ich aus objektiven Gründen bezweifle, dass diese Fusion gelingen kann – ich verstehe viel zu wenig davon, um belastbar zweifeln zu können. Ich stelle lediglich fest, dass man aufgrund schwer objektivierbarer Konzepte nicht nur einige wenige Universitäten über andere emporgehoben hat, sondern dass man eine große Zahl von bislang hervorragenden Wissenschaftlern zum ausdrücklich nicht elitefähigen Rest degradiert hat, nur weil sie an der ›falschen‹ Universität sitzen – zumindest psychologisch hat diese Initiative



sicher so gewirkt. Ist denn erwiesen, dass in Karlsruhe oder München (jeweils in Relation zu ihrer Größe, zum Finanzvolumen und zur Studierendenzahl) mehr hervorragende Forscher arbeiten als in Bonn, Frankfurt oder Freiburg?

Denn in der breiten Öffentlichkeit, bei Politikern und wohl auch bei manchen freudetrunkenen Wissenschaftlern selbst droht in Vergessenheit zu geraten: Nicht Universitäten sind gut, noch nicht einmal Fachbereiche sind gut, sondern es sind die einzelnen Arbeitsgruppen und ihre Forscher, eigenwillige, originelle, querdenkende, nicht schubladiesbare, nervtötende (da immer hinterfragende), zerstreute, geniale Köpfe begabter Frauen und Männer. Sie sind das Kapital der Wissenschaft, der Fachbereiche, der Universitäten, und letztlich eines Landes wie Deutschland, das auf innovative Köpfe, die sich in der Ausbildung junger Menschen engagieren, angewiesen ist wie auf nichts anderes. Sollte das Wissen darum, wer ›gut‹ ist, bei denen, die zum Beispiel die Finanzierung der Universitäten politisch steuern, durch diese Exzellenz-Initiative in Vergessenheit geraten oder vielmehr überschwemmt werden von den so einfach gestrickten ›Elite- und ›Exzellenz‹-Logos, so wäre dies ein katastrophaler Nebeneffekt.

Wohl gemerkt – und auch dies muss bei aller Kritik und bei allen Befürchtungen gesagt werden: Die Förderung der Exzellenz-Cluster und Graduiertenschulen trägt genau dem Rechnung, dass nämlich originelle Personen oder Gruppen und hervorragende Ideen gefördert werden, und diesen Teil der Exzellenz-Initiative halte ich – bei mancherlei Fragen im Detail – für gelungen und unterstützenswert. Die sogenannte dritte Förderlinie (›Elite-Universität‹) aber hat aus meiner Sicht einfach zu viele der Nebenwirkungen, die heutzutage salopp als Kollateralschäden bezeichnet werden.

Ein interessanter Neben aspekt der Exzellenz-Initiative ist die Frage, wie denn in Zukunft erfolgreiche Forschung auszusehen hat.

Obwohl ich bereits die Wichtigkeit der Persönlichkeiten hervorgehoben habe, die Wissenschaft betreiben, scheint die Zeit der im stillen Kämmerlein arbeitenden Wissenschaftler vorbei zu sein. Allein schon der Ausdruck ›im stillen Kämmerlein‹ ist heutzutage ein Synonym für eine autistische und egozentrische, der Welt nicht nur entsagende, sondern auch Rückkopplungen aus der praktischen Welt der Anwendungen ausdrücklich scheuende Arbeitshaltung, der – so nimmt man es zwi-

schen den Zeilen wahr – eh nur krause, bestenfalls ›hoch gelehrte‹, aber keinesfalls ›nützliche‹ Gedanken entspringen können.

Anstelle des stillen Kämmerleins ist ›Vernetzung‹ das Wort der Zeit. Und obwohl ich gar nicht bezweifle, dass Forschungsverbände in vielen technisch und analytisch anspruchsvollen Disziplinen allein schon aus dem Grunde notwendig und sinnvoll sind, dass nicht jeder Geochemiker eine Protonensonde zur Verfügung gestellt bekommen kann, und obwohl ich sofort zugestehe, dass in der Diskussion mit Kollegen oft hervorragende Ideen Gestalt annehmen oder weiterentwickelt werden, so muss man sich doch die Frage stellen: Wie viele Menschen können gleichzeitig und vernetzt in einem Buch lesen (um die Ethik in den Biowissenschaften mit ihren philosophischen Gedanken weiterzuentwickeln)? Wie viele können gleichzeitig in einer Höhle auf der indonesischen Insel Flores graben (um dort eine neue Menschenspezies zu entdecken)? Und wie viele können an einer Elektronenstrahl-Mikrosonde sitzen (um Materialanalysen zum Beispiel von Hochleistungswerkstoffen oder von römischen Münzen durchzuführen)? Einer oder bestenfalls wenige, und zwar diejenigen, die bereits selbst Experten sind und nicht etwa erst im Netzverbund werden!

Gelingt nun seit Neuestem das Denken nur noch in Gemeinschaft? Man ist versucht, sich Selbsthilfegruppen anonymer Wissenschaftler vorzustellen, die sich wegen der Sucht des Grübelns, Hinterfragens, Hirnzermarterns, selbständigen Ideen-Entwickelns therapieren lassen wollen. Haben unsere Vorgänger als Wissenschaftler – das heißt die Personen, auf deren Gedanken wir unsere gesamte heutige Tätigkeit aufbauen und auf denen (auch dies sollte man nicht vergessen) zu einem guten Teil unser heutiger Wohlstand beruht –, haben diese geradezu sträflich unvernetzten Leute denn nur Unsinn gedacht und gemacht? Haben sie die Wissenschaft nicht zu einer beispiellosen Blüte getragen? Haben sie nicht mit anderen korrespondiert und ihre Gedanken ausgetauscht?

Ich habe zwar überhaupt nichts gegen Vernetzung und gegen große, die Fächergrenzen überwindende Forschungsprojekte, und ich verkenne nicht das Potenzial, das darin liegt. Mein Ansatz ist eher, dass dies nicht aufgezwungen werden kann, dass die Politik oder die Forschungsförderorganisationen gut daran tun, den Wissenschaftlern die Freiheit der Entscheidung zu überlassen, wie sie forschen möchten und ob sie dabei nach eigener Überzeugung am besten globalisiert, vernetzt, in Klein-



gruppen oder allein vorgehen wollen. Abgesehen davon, dass die Notwendigkeiten in den einzelnen Wissenschaftsdisziplinen völlig unterschiedlich sind. Kein Mensch wird bezweifeln, dass in der Weltraumtechnik Großverbände unabdingbar sind. Doch genauso klar erscheint mir, dass die vergleichende Sprachwissenschaft von mexikanischen Indianersprachen oder die Taxonomie brasilianischer Pfeilgiftfrösche kein internationales Konsortium von Forschern verlangt – obwohl alles gleich interessant und erforschenswert ist. Warum traut man Wissenschaftlern so wenig? Wer ihnen nicht traut, traut ihnen auch nichts zu!

Oder anders gefragt: Warum hat man uns früher mehr zugetraut? Früher folgten Wissenschaftler ihrer Neugier und ihrem Spieltrieb, und es gelangen bahnbrechende Entdeckungen, für die es Nobelpreise gab. Heute kann man ›Elite‹ nur noch werden, wenn man in großen Forschungsverbänden arbeitet; wenn man am besten alle über die Jahre aus gutem Grunde diversifizierten Forschungseinrichtungen wieder zu geradezu beängstigend bürokratischen Monstren zusammenlegt; wenn man Kooperationen im In- und Ausland nicht nur einzeln, sondern dutzendfach nachweisen kann, und zwar nicht etwa, weil sie die eigene Forschung fördern, sondern weil dies die Aussichten auf Bewilligung von Mitteln fördert. Eine neue Art von Drittmittelförderung. Was zählt denn heute eigentlich mehr? Das brillante wissenschaftliche Ergebnis oder der Vernetzungsaufwand, den man benötigte, um zu einem – oftmals vielleicht sogar bescheidenen – Ergebnis zu kommen?

Betrachtet man die Exzellenz-Initiative und die Forschungspolitik der letzten Jahre, die Forschungszentren auf Kosten von Normalanträgen bei der DFG fördert; die Großforschungseinrichtungen zu einer geradezu widersinnig bürokratisch kontrollierten ›Programmorientierten Forschung‹ zwingt (sinnigerweise POF abgekürzt – eine Onomatopöie, die den Impakt dieser Gängelung deutlich zum Ausdruck bringt); und die zunehmend davon ausgeht, dass Universitäten wie Wirtschaftsbetriebe funktionieren und auch so geführt und kontrolliert werden sollen, so kann man den Eindruck bekommen, als ob der Aufwand – da besser messbar – mehr zählt als der – schwer zu fassende – Ertrag. Daher plädiere ich für eine andere Form der Freiheit in der Wissenschaft: nicht nur für die, das zu forschen, was Forscher wichtig finden (dies ist grundgesetzlich garantiert), sondern auch für die Freiheit zu entscheiden, wie sie ihre Forschungen betreiben.

Noch ist dies möglich, keine Frage – aber die Spielräume wurden in den letzten Jahren immer enger. Worauf beruht diese Verschiebung? Auf einer Lust am Regulieren? Auf einem schlichten Mangel an Vertrauen in die Wissenschaft? Oder weil man glaubt, durch Vernetzungsoptimierung die Gans zum Legen goldener Eier zwingen zu können, selbst wenn dies eher einer Verstrickung gleichkommt?

Woher diese Entwicklung sich auch speist: Wir als Wissenschaftler sollten wachsam sein und der stetigen Einengung in ein immer dichter uns umgebendes Korsett (genannt: Förder- und Evaluierungsrichtlinien) entgegenwirken. Insofern müssen wir einer weiteren Bürokratisierung auf allen Ebenen begegnen, wenn wir die Wissenschaft an den deutschen Hochschulen erfolgreich erhalten wollen – bei den Evaluationen genauso wie bei den Studienreformen, bei den Vernetzungszwängen wie bei der Selbsteinschätzung der Hochschulen. Hier sind insbesondere die Entscheidungsträger in den Wissenschaftsorganisationen gefragt, die ja selbst aus den Universitäten und Forschungseinrichtungen kommen und daher eigentlich am genauesten wissen müssten, dass Wissenschaft am besten funktioniert, wenn sie möglichst wenig gegängelt wird.

Warum werden die absoluten Drittmiteileingänge genauso (oder sogar stärker) als Kriterium bei der Bewertung von Forschungsleistungen herangezogen wie die publizierten Ergebnisse? Ist denn überhaupt gewiss, dass der wissenschaftliche Ertrag in Publikationen pro Wissenschaftler in Einzelprojekten deutlich besser ist als in Großprojekten, wo noch zusätzliches Geld für Koordination aufgewendet werden muss, das wissenschaftlich unproduktiv ist? Dieser generelle Trend, hauptsächlich die Größe, die investierten Gelder, die Komplexität der Vernetzung als Ausdruck einer besonders aktiven und erwartungsgemäß ergebnisreichen Wissenschaft anzusehen, entwickelte sich offensichtlich in Ermangelung der Möglichkeit, die echten Ergebnisse wirklich objektiv messen zu können. Die Sucht zu messen, zu evaluieren, zu objektivieren wiederum kann nur dem Gefühl entspringen, dass dort, wo nicht kontrolliert und evaluiert wird, Verschwendung und Prasserei vorherrschen. Hat die Wissenschaft dazu in der Vergangenheit Anlass gegeben? Können wir deshalb heute ihre Früchte ernten?



Heinz Duddeck

## Exzellenz? – Ja, es gibt sie!

**Junge Akademie**

»Hör dir dies an«, sage ich zu meiner Frau und blicke von den Papieren, Listen und Notizen der 85 Vorschläge für die Junge Akademie auf meinem Schreibtisch hoch. »Warum eigentlich haben wir nicht eine solche Tochter?« (Wir haben zwei Söhne.)

**Kurzporträt 1**

*Mit 27 Jahren ist M. S. die Jüngste der 85. Mit 14 überspringt sie eine Klasse, ist beim Abitur 18, beim Diplom in theoretischer Chemie 23 Jahre alt. Sie promoviert schon nach zwei Jahren summa cum laude über mikrowellenspektroskopische Strukturaufklärung von Halbmetall-Molekülen. Nun arbeitet sie an dem weltbesten Molekular-Spektroskop sowohl experimentell als auch mit quantenmechanischen Berechnungen. Preise erhält sie in Prag, Ohio, Boston, Dijon. Mit DAAD-Projekten knüpft sie Forschungskontakte nach Kreta, Bologna, Valladolid, Gaithersburg/USA. Und 30 Fachaufsätze in vier Jahren. Die Gutachter schwärmen: So viel Begeisterung und Erfolg. A fantastic young scientist and excellent communication skills, too. Und wir meinen es auch, als sie vor der Auswahlkommission all diese Begeisterung und Neugier ausstrahlt und auch mit ihrer Person überzeugt.*

16 Gutachter der Leopoldina und der BBAW machen ihre Kreuzchen auf den Listen der 85, um 21 Kandidaten zur persönlichen Vorstellung auszuwählen. Etwa 25 Prozent erfüllen nicht die Kriterien (jünger als 37 und nicht mehr als sieben Jahre nach der Promotion). Wieso können so viele Vorschlagende so wenig genau lesen? Mein Favorit, ein Philosoph, der, vielsprachig begabt, über negative Theologie promovierte, fällt durch. Und ich mag ihn nicht zu sehr loben. Denn was weiß schon ein Ingenieur von der jüdisch-arabisch-christlichen Tradition der Nichterkennbarkeit Gottes von Maimonides bis Derrida?

Weil zwei absagen und einer nicht kommen kann, sitzen 18 Kandidaten in vier Gruppen in der Leopoldina zu

Halle zwölf Gutachtern gegenüber. Ein sehr unfaires Verhältnis. Ein psychologisches Spiel von Fragen und Antworten, erwarteten, erwünschten. Auf welcher Seite sitzen überhaupt die Intelligenteren? Was wir Fragenden an IQ nicht mitbringen, müssen wir halt durch Erfahrung ausgleichen und durch die geborgte Autorität, Jury-Mitglieder zu sein. Die Jüngeren wissen doch genau, was wir hören wollen auf all die Standardfragen: Was sie von der Jungen Akademie erwarten? Was sie dort tun wollen? Und so antworten sie auch brav. Findet man so die Exzellenteren der Exzellenten? Sollten wir nicht besser würfeln? Bei einigen nicht.

**Kurzporträt 2**

*29 Jahre alt ist M. K. Mit 16 geht er ein Jahr lang in Canberra, mit 17 ein Jahr im College Voltaire in Genf zur Schule. In Aachen besteht er das Abitur mit 1,0, das Physikdiplom mit Auszeichnung. In Cambridge/UK wird er mit 24 Jahren Master, mit 27 Doctor of Philosophy in Physik mit einem Thema zum Nanomagnetismus. Dazwischen ist er je einige Monate Gastforscher in Hamburg beim TESLA-Beschleuniger-Projekt, in Grenoble beim CNRS, in Nagoya beim Toyota Institute. Da geht es um Magnettransport in Nanostrukturen, bei dem Postdoc-Jahr im IBM Rüschtikon-Zentrum um spinpolarisierte Ladungsträger. Patente sind daraus entstanden und 47 Veröffentlichungen in fünf Jahren. Er wird weltweit zu Vorträgen eingeladen, unter anderem nach Kioto, Rio de Janeiro, Orsay, Lausanne, San José. Über all das hinaus engagiert er sich bei amnesty international, bei Kampagnen zur Abschaffung der Todesstrafe, beim Amateurfunk, den Student Unions in Cambridge und beim Volleyball. Und neben fließendem Englisch, Französisch spricht er Holländisch, Italienisch gut und in Grundkenntnissen sogar Japanisch.*

So exzellenten jungen Menschen sollte man auch intelligente Fragen stellen, denke ich beim Spaziergang schon daheim. Und auf die Junge Akademie bezogen sollten sie





auch sein. Wären dies nicht deren jährliche Preisfragen in der Tradition der Akademien, von Dijon 1752 bis zur Preußischen? Also frage ich den alttestamentarischen Theologen: »Was im Tier blickt uns an?« (Preisfrage der Jungen Akademie 2003), die Biologin: »Was ist es, das in uns schmerzt?« (2001), den Astrophysiker: »Wo bleibt die Zeit?« (2005), die Molekular-Chemikerin: »Was wollen wir wissen?« (2002), den Wirtschaftshistoriker: »Welche Sprache spricht Europa?« (2004), auch mit einigen Hilfen wie Rilkes Panther im Jardin des Plantes in Paris und dem Unterschied von Welt- und Körperschmerz.

Ob die Antworten klug oder sehr fachbezogen oder nur geschickt waren, weiß ich heute nicht mehr. Doch geblieben ist, dass in der Diskussion danach unser Philosoph meinte, die armen Kandidaten seien damit doch überfordert, er hätte diese Fragen nicht beantworten können. Ach, denke ich, ist es denn nicht aufschlussreich zu hören, wie man etwas beantwortet, für das man keine Antwort parat hat? Sind dies also keine guten Fragen? Aber die Junge Akademie erhält doch jährlich darauf mehrere Hundert Antworten in Essays, Gedichten, Bildern, Filmen, Spielen. Drei gestiftete Geldpreise vergibt sie dafür, von 1 500 bis 5 000 Euro. Was ja auch viel Auswahlarbeit bedeutet.

Auf die Standardfrage, woran unsere Kandidaten in der Jungen Akademie mitarbeiten würden, sind sie bestens vorbereitet. Wir hören von allen ein langes, engagiertes, eloquentes Referat, blicken geduldig auf den vielblättrigen Stapel des noch kommenden Textes und halten für gut, was gesagt wird, obgleich da viel von Interdisziplinarität, der Begegnung mit anderen Fächern und Menschen, von der Erweiterung des Horizonts, vom Blick über den Tellerrand die Rede ist.

### Kurzporträt 3

*V. L. ist 33 Jahre alt und studierte Ägyptologie, Semistik, katholische Theologie, Sprachwissenschaften in Bonn, Köln, Tübingen und Oxford (Vizepräsidentin der Graduate Students ist sie dort). Nach dem Magister mit 25 vertieft sie semitische Philologie in Harvard. Sie engagiert sich beim Aufbau des Ägyptischen Museums in Bonn, bei einer Ausstellung über den Ausgräber Tutanchamun, bei einem Projekt »Jüdische Gemeinde in Elephantine« in Bonn und Harvard, als Leiterin von archäologischen Studienreisen nach Ägypten, Israel, Palästina. Sie organisiert einen internationalen Kongress über ägyptische und koptische Linguistik, versprüht Aktivität und Kreativität und promoviert irgendwie dazwischen mit*

*1,0 über altägyptische Literatur und Sprache. Sie spricht Englisch, Französisch, Italienisch und versteht die orientalischen Sprachen von Alt- und Neuägyptisch, Koptisch, Akkadisch bis zu Aramäisch, Hebräisch, Ugaritisch. Sie hält über ihre orientalischen Sprachforschungen Vorträge in Tel Aviv, Jerusalem, Oxford, Harvard, Atlanta. Und schließlich spielt sie auch noch Geige in Studentenorchestern in Bonn und Oxford und als Konzertmeisterin in Aachen. Gutachter und Jury sind tief beeindruckt von so viel in so jungen Jahren und von so viel Temperament.*

Was ist Exzellenz? Der Duden ist dürftig: ursprünglich *excellens* bedeutet *hervorragend, vortrefflich, ausgezeichnet, glänzend*. »Das Frühstück war exzellent«, auch: Titel für Botschafter und Generale. Nein, das passt nicht. Für die Junge Akademie suchen wir junge Menschen, die erst auf dem Wege zur Exzellenz sind, denen wir dabei helfen wollen. Das Faltblatt nennt »den interdisziplinären Diskurs unter herausragenden Nachwuchswissenschaftlern und Initiativen an den Schnittstellen von Wissenschaft und Gesellschaft« als Aufgaben der Jungen Akademie. Also suchen wir diejenigen, die sowohl »herausragen« als auch an diesen Aufgaben mitarbeiten werden.

In wem steckt zukünftige wissenschaftliche Exzellenz? Wer seine besondere Begabung des unkonventionellen Fragens und des neugierigen Suchens nach Antworten schon in jungen Jahren mit Ehrgeiz und Fleiß, mit der Freude an Kreativität und Leistung verbindet? Wer die notwendige Intelligenz mitbringt, Antrieb und Ausdauer und Konzentrationsfähigkeit? Wer, auf ein spezielles Wissensfeld konzentriert, schon erste sichtbare Erfolge hat? Wer neugierig und zugleich skeptisch, wer begeistert und zugleich selbstkritisch ist? Wer sich das Staunen darüber bewahrt, wie komplex und vielfältig Welt und Leben sind und wie alles noch komplexer wird, je mehr man davon weiß? Wer das Selbstvertrauen hat, so ganz anders zu sein als die anderen? Wem es Spaß macht und leichtfällt, seinen Kopf zu gebrauchen?

Und das alles sollen wir Juroren aus den Papierunterlagen und der einen Stunde des Gegenübersitzens herausfinden? Da ist doch die Grauzone der Entscheidungsgewissheiten groß. Vielleicht hilft der Citation Index, meint ein Jury-Mitglied und hat die Zahlen für alle Kandidaten aus dem Computer geholt und auch, ob sie etwa schon in *Nature* veröffentlichten. Doch damit finden wir nicht die vorerst noch potenzielle Exzellenz heraus.



#### Kurzporträt 4

*Der Evolutionsbiologe W. F. ist 34 Jahre alt. Vögel faszinieren ihn schon als Jungen und im Zivildienst beim Vogelschutz. Alle Examen in Biologie, Tierökologie, Genetik besteht er mit 1,0 – auch die Promotion über das Liebesleben der sibirischen Dunkellaubsänger. Für seine Feldstudien in Zentral- und Ostsibirien organisiert er Camps und Praktikanten und die Unterstützung russischer Forscher. Er entdeckt, dass das individuelle Balzverhalten genetisch bestimmt ist. Zwei Jahre forscht er in Sheffield mit Laborexperimenten an Zebrafinken, nimmt 450 davon nach Seewiesen mit, um nun mit einer eigenen Forschergruppe an ihnen Evolutionspsychologie, nature versus nurture, zu erforschen. Er erörtert (in »Human Nature«), ob Glauben und Aberglauben bei Mensch und Tier zu den Lernstrategien gehören. 24 Aufsätze in Journalen über Avian Biology and Behaviour machen ihn international bekannt. Nachdem ein anderer Kandidat uns sagt, was alles am ungunstigen Universitätssystem zu ändern wäre, verkündet er uns mit entwaffnendem Enthusiasmus: »Ach, ich hab doch in Seewiesen ein Forscherparadies!« Dafür gab's in Juroren-Köpfen gewiss einige Sympathie-Punkte.*

Die Junge Akademie ist eine »akademische Wanderdüne, die durch den Raum der Wissenschaft [...] getrieben wird« (Martin von Koppenfels). Sie ist eine Einrichtung, die von den 50 Mitgliedern jährlich zehn verliert, zehn neu aufnimmt. Sie soll interdisziplinäre Projekte finden und bearbeiten. Da ist die Jury in einem Dilemma: Wer so exzellent ist, mit 30 Jahren die Spitze in seinem Wissensfeld zu erreichen, der kann nicht zugleich interdisziplinär breit sein. Der Generalist ist erst eine Spezies älterer Jahrgänge. Also müssen wir die Fähigkeit zur gewünschten Mitarbeit eher von der Person her zu begründen suchen, ob da ein Überschuss an Neugier und auch an Zeit vorhanden ist.

Und als die Jury sich schließlich für die zehn aus den 18 entscheidet, da sind es fünf Frauen und fünf Männer. Dabei haben wir doch auf dieses Ergebnis hin überhaupt nicht, nicht einmal klammheimlich »geschubst!« Es ergab sich halt so. Im Juli, in München, bei dem Jahresfest der Jungen Akademie im Café der Literatur, werden die Neuen vorgestellt, und wir können bei einem Glas Sekt nun ohne die geborgte Jurorenautorität mit ihnen plaudern.

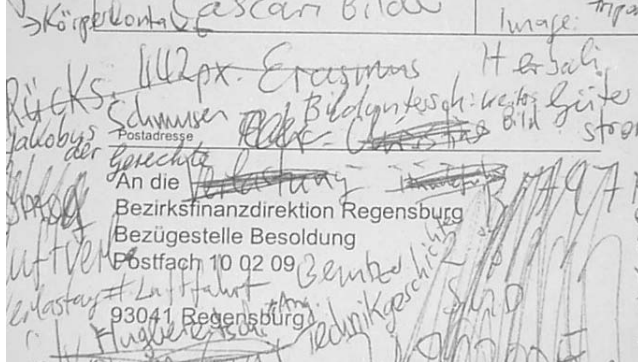
#### Akademie-Preise

Mehr als 1 000 Info-Briefe werden versandt. Nur 51 Vorschläge gehen ein für die Verleihung von vier Preisen der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Die fünf Juroren, je einer aus jeder Klasse, sichten die Nominierungsformblätter, fordern für 21 Kandidaten Lebenslauf, Schriftenverzeichnis und eine Laudatio an, reduzieren nochmals die Anzahl auf die, für die je zwei bis drei Gutachten eingeholt werden, und schlagen schließlich der Akademie die Preisträger vor.

Relativ leicht ist es, wenn die Preise für spezielle Fächer (Krebs- oder Infektionsforschung) gestiftet sind. Die Zahl der Kandidaten ist hier meist geringer. Schwieriger wird es, wenn die Preise für alle Fächer offen sind. Denn da konkurrieren schwer vergleichbare Leistungs- und Persönlichkeitsprofile, zum Beispiel aus Geistes- und Naturwissenschaften. Zuweilen meinen Mitglieder einer Akademie-Klasse, ihr Juror könne irgendwie helfen, dass »auch ihre Klasse einmal Preise erhalte«. Lobbyist solle ich also sein? Dreimal Nein, denn ich will doch meine Glaubwürdigkeit behalten, eher beim eigenen Wissensgebiet aus mehr Kompetenz kritischer sein. Und mitreden dürfen, dass der vorgeschlagene Philosoph besser ist als der Ingenieur, obgleich ich dessen Leistungen nur erahne. Die Jury beurteilt nur nach Papiervorlagen, sie sieht die Kandidaten nicht. Umso mehr freut sie sich, wenn die Vorgeschlagenen bei der Preisverleihung durch Leistung und Person brillieren.

#### Kurzporträt 5

*Der Astrophysiker und Radioastronom H. F. ist 39 Jahre alt. Seit dem Diplom (mit 25) und der Promotion (mit 27) erforscht er in Theorie und Beobachtung, was in den galaktischen Zentren, in den schwarzen Löchern vorgeht, welche nuklearen Ursachen die Radiosignale von Quasaren und Galaxien haben. In den zwölf Jahren nach dem Doktor sind 160 Aufsätze entstanden, hat er 70 Vorträge von Tucson bis Sydney gehalten. Mit den Voraussagen seiner allgemeinen Theorie schwarzer Löcher sind neue entdeckt worden. Niemand anders ist mit theoretischen Berechnungen und bestätigenden Beobachtungen so nahe an sie herangekommen. Zurzeit erforscht er in leitender Position am weltgrößten Radioteleskop in Holland die auf die Erde treffende kosmische Strahlung von Neutrino-Partikeln höchster Energie. Astrophysiker wollen schließlich herausfinden, was die 96 Prozent des Gesamt-Weltalls aus 23 Prozent dunkler Materie und 73 Prozent dunkler Energie eigentlich sind. Über 2 000 mal sind seine*



Arbeiten im Rating Index zitiert. »H. F. is a unique author name« heißt es, bahnbrechend seien seine Beiträge. Und als sein Vortrag zum verliehenen Akademie-Preis so exzellent ist, auch didaktisch, er mit seiner Begeisterung für schwarze Löcher und mit seiner Person die Hörer fesselt, da sind wir Juroren sogar auf uns selbst ein wenig stolz, ihn zum Preisträger ausgewählt zu haben.

Für die Akademiepreise sollte – im Gegensatz zur Auswahl für die Junge Akademie – Exzellenz bereits nachweisbar sein. Hier werden Leistungen an der Spitze der Wissensfront erwartet. Die Statuten sind jedoch reichlich vage: »Die Preisträger sollen gemessen an der von ihnen erreichten Leistung als jung angesehen werden können.« Dies irritiert. Vorgeschlagen werden 50-, ja 60-Jährige, als ob Lebensleistungen honoriert werden sollen. Innerhalb der Jury diskutieren wir, ob ein 45-Jähriger, der seit einigen Jahren als C4-Professor das tut, was von einem begabten C4-Professor erwartet wird, noch als »jung« gilt. Ob ein 38-Jähriger, obwohl weniger ausgewiesen, ihm vorzuziehen sei. Sollen die Preise Exzellenz fördern oder belohnen? Da kann uns schon mal die größere Eloquenz beim Plädoyer für einen Favoriten zu einem Vorschlag verführen, der beim Vorstand scheitert. Vielleicht stimmen wir nur deshalb zu, weil uns seit Schultagen ein übergroßer Respekt vor den Geisteswissenschaften anerzogen wurde. Der auch bleibt, obwohl man inzwischen weiß, dass er *so* groß gar nicht verdient ist.

Unsere Maßstäbe für Exzellenz sind hier etwas anders als bei der Auswahl für die Junge Akademie. Wesentlicher sind die wissenschaftlichen Leistungen im internationalen Konzert der Wissenschaften. Dieser Exzellenz-Wettbewerb bleibt freilich beschränkt auf die uns Vorgeschlagenen. Die unentdeckten Überflieger fehlen.

### Kurzporträt 6

In *Computational Mechanics* macht St. R. ihre wissenschaftliche Karriere. Das Diplom im Bauingenieurwesen und die Promotion besteht sie jeweils mit Auszeichnung. Nichtlineare Probleme hyperelastischer Festkörper sind ihr Thema. Die TH Darmstadt und die Mainzer Akademie verleihen ihr hierfür Preise. Ein Jahr in Berkeley und je einige Monate in Kapstadt und Rom fördern die Internationalität, Kontakte zu Firmen die Praxisnähe der Theorie. Die Habilitation befasst sich mit der »thermodynamischen Modellierung gummiartiger Polymer-Strukturen«. Unmittelbar darauf – bereits durch 35 Fachaufsätze ausgewiesen – erhält sie eine Professur für

»numerische Mechanik und Simulationstechnik«. Hier liefert sie in kurzer Zeit Beiträge auch für die Produktions- und Werkstofftechnik wie Formgedächtnistechnik, elektromagnetische Blechumformung, für Biomechanik und Medizintechnik (intrakranielle Stents und Polymernetzwerke für Skelettmuskeln). Über 100 Veröffentlichungen und ebenso viele Vorträge sind es inzwischen. Seit 2005 lehrt und forscht sie als Institutsleiterin an einer TU. So viel Anerkennung und Lob und Respekt für ein so breites Leistungsspektrum in der Männer-Domäne Technik. Frauen müssen offenbar immer noch exzellenter sein als Männer, um Gleiches zu erreichen.

Wissenschaftliche Exzellenz? Ja, die gibt es, und die gibt es gar nicht so wenig. Da wachsen in jeder Generation hochbegabte, intelligente, leistungsfreudige junge Menschen heran, die sich in wenigen Jahren bis an die Grenze des jeweiligen Wissensstandes heranarbeiten. Das ist gar nicht so selbstverständlich. Denn Wissen wächst mit stark beschleunigtem Zugewinn.

Außerdem beklagt sich schon seit Plato (427–347 v. Chr.) jede ältere Lehrergeneration wie auch Augustinus (354–430) über die »schlechter« gewordene jüngere Generation. Das wären bis heute 65 mal jeweils abfallende Intelligenz und geringerer Leistungswille. Irgendetwas kann hier nicht stimmen.

Doch in 100, 200, in 1 000 Jahren, wenn Wissenschaft weiterhin so wächst: Werden auch dann noch 30-Jährige die Spitze des Wissens erreichen? Mit immer engerer Spezialisierung? Oder mit der Kunst des richtigen Weglassens aufs Wesentliche konzentriert? Oder werden gar zukünftige Generationen immer exzellenter?

Die jungen Wissenschaftler sind von ihrer Chance, die Welt zu verstehen, begeistert. Und die Juroren, meist älteren Jahrgangs, sind von diesen jungen Menschen begeistert.





Helmut Schwarz

## »Zwei Milliarden sind ein Tropfen auf den heißen Stein«

Gespräch mit Wolfert von Rahden und Christoph Mielzarek

*Herr Schwarz, wie beurteilen Sie die gegenwärtige Exzellenz-Initiative – entspricht sie Ihren Erwartungen? Wirkt die Initiative als der von vielen erhoffte Katalysator für die Spitzenforschung?*

Die Exzellenz-Initiative war ein überfälliger Schritt. Wer allerdings meint, dass wir aufgrund der Initiative auch gleich Elite-Universitäten hätten – wie das ja hin und wieder im politischen Raum anklingt –, der verkennt, dass Elite-Universitäten ganz andere Kriterien erfüllen müssten, die aus meiner Sicht derzeit bei keiner einzigen deutschen Universität gegeben sind. Dass einzelne Hochschullehrer an universitären und außeruniversitären Einrichtungen Weltklasse darstellen, steht auf einem anderen Blatt, aber trotzdem: Wir haben keine Elite-Universitäten. Dafür sind drei Gründe zu nennen: Eine Elite-Universität zeichnet sich *erstens* dadurch aus, dass sie ihre Hochschullehrer international rekrutiert. Sie wartet nicht auf Bewerbungen, sie sucht selbst weltweit nach den besten Köpfen. In vergleichbarer Weise wählt sie *zweitens* auch ihre Studenten aktiv aus, und *drittens* verfügt sie über ein Budget, das es gestattet, die unter Punkt eins und zwei Ausgesuchten tatsächlich zu gewinnen. Zum Budget zwei Kommentare: In der Exzellenz-Initiative werden im Verlauf von fünf Jahren knapp zwei Milliarden Euro über die ganze Republik oder die ausgewählten Institutionen verteilt. Stanford allein hat pro Jahr ein Budget, das praktisch dem der gesamten Exzellenz-Initiative entspricht. Ich gebe noch ein europäisches Beispiel: Die Pro-Kopf-Ausgaben einer technischen Universität, wie zum Beispiel der TH Darmstadt, betragen etwa 5 000 Euro pro Jahr, während die TU München pro Student und Jahr 15 000 Euro an öffentlichen Mitteln ausgibt. Die ETH Zürich, die regelmäßig unter den zehn besten Universitäten der Welt genannt wird, wendet pro Student und Jahr knapp 50 000 Euro auf. Mit anderen Worten: Nach den genannten Kriterien haben wir keine Elite-Universität in Deutschland.

*Soll man sich auf die Exzellenzförderung konzentrieren, um Spitzenleistungen zu erreichen? Man könnte der Meinung sein, dass die ›Leuchttürme der Wissenschaft‹ nicht als isolierte Inseln entstehen, sondern eines tragfähigen Fundaments bedürfen. Anders gefragt: Benötigt Spitze nicht auch eine gewisse Breite?*

Die deutschen Universitäten sind ja hervorragend in der Breite. Deutsche Post-Doktoranden aus praktisch allen Fächern werden weltweit gesucht, also müssen sie gut ausgebildet worden sein. Wir sollten auch in Zukunft versuchen, diese Breite zu erhalten. In der Breite stehen wir deutlich besser da als die 3 000 sogenannten Universitäten in den USA, von denen eigentlich nur 150 Universitäten in dem Sinne sind, dass sie zu einer Promotion führen. Aber gleichzeitig können wir nicht übersehen, dass eine sehr gute Ausbildung in der Breite nicht automatisch dazu führt, auch an der Spitze konkurrieren zu können. Es ist schwierig, die Allerbesten für Deutschland zu gewinnen, vor allem weil wir in Deutschland keine Einrichtungen vom Klang eines MIT oder auch staatlicher Universitäten wie Berkeley haben. Wenn wir versuchen wollen, die besten Deutschen im Land zu halten und die besten Ausländer für uns zu gewinnen, dann bedarf es neben der sehr guten Ausbildung in der Breite auch der ›Leuchttürme‹, die diesen Namen verdienen. Die Max-Planck-Gesellschaft wirkt hier als Vorreiter, mittlerweile sind 30 Prozent ihrer Direktoren und wissenschaftlichen Mitarbeiter keine Deutschen. An der ETH Zürich sind mehr als die Hälfte aller Professoren Personen, die sich nicht etwa dort auf eine freie Stelle beworben haben, sondern die von den Berufungskommissionen aktiv weltweit rekrutiert wurden. Dieser Mechanismus sollte auch in Deutschland in Gang kommen, aber er kann natürlich nur funktionieren, wenn die Universitäten materiell gesehen in einen deutlich besseren Zustand gebracht werden. Zwei Milliarden sind ein Tropfen auf den heißen Stein. Um konkurrenzfähig zu werden, müss-



ten wahrscheinlich pro Jahr mehr als zehn Milliarden Euro an öffentlichen Mitteln in das System hineinsteckt werden.

*Müsste nicht auch in Deutschland verstärkt an die Einwerbung von privaten Geldern gedacht werden, weil der Staat möglicherweise überfordert ist, wenn ihm die entscheidenden finanziellen Lasten für die Spitzenforschung aufgebürdet werden? Jüngstes Beispiel dafür war hierzulande die Initiative des Mäzens Jacobs, der den Bankrott der – privaten – International University Bremen durch eine Spende von 200 Millionen Euro abwendete. Oder birgt das Modell der Privatfinanzierung die Gefahr einer Abhängigkeit der Forschung vom Geldgeber, die dem Lobbyismus Tür und Tor öffnet? Befürchtungen in dieser Richtung betreffen weniger Umbenennungen, wie die in ›Jacobs University Bremen‹, als vielmehr eine Einflussnahme auf Inhalt und Richtung des Forschungsprozesses.*

Der Staat hat nach wie vor die Aufgabe, Grundlagenforschung zu fördern, aus vielen Gründen wird er aus dieser Pflicht nicht zu entlassen sein. Private Gelder einzuwerben wird jedoch auch in Deutschland zunehmend wichtiger werden. Es bedarf eines Mentalitätswechsels, damit private Personen und Institutionen Verantwortung für Universitäten und kulturelle Einrichtungen übernehmen. Es wird lange dauern, bis wir in Deutschland diesen Weg erfolgreich beschreiten, umso erfreulicher klingt das Beispiel, das Sie erwähnt haben. Ich sehe keine Gefahr der Einflussnahme auf die Detailplanung der Universität. Ob eine Universität nach Jacobs benannt wird, ob ein Labor einen bestimmten Namen trägt, ist sekundär. Das ist in den USA, in Israel gang und gäbe. Ein kluger Stifter weiß, dass er nur seinen Namen gibt, aber das Geschäft den Wissenschaftlern überlassen muss, weil sonst seine Universität nicht reüssiert. Stanford oder Harvard verfügen über riesige Stiftungsvermögen, aus deren Erträgen sie manches ad hoc finanzieren können. Das MIT beispielsweise fing vor ungefähr zehn Jahren an zu überlegen, eine neue Richtung der Hirnforschung auf wirklich molekularer Basis anzugehen. In wenigen Jahren wurden für unglaublich große Summen ein Laboratorium errichtet und die besten Köpfe angeworben. Das sind natürlich Dinge, die Sie nur tun können, wenn Sie nicht auf staatliches Geld warten müssen. Auf der anderen Seite wird aber auch ein Großteil dieses privaten Geldes verwendet, um jungen Leuten ein Studium zu ermöglichen, die keine Studiengebühren zahlen können. Dieser Aspekt wird in

Deutschland aus einer ganz falschen Perspektive betrachtet, denn es wäre sozial geboten, Studiengebühren einzuführen und mit einem funktionierenden Stipendienwesen zu kombinieren. Übrigens wäre dies eine dritte Säule, die zur Finanzierung der Universitäten wesentlich beitragen könnte.

*Wie steht es aber mit der Gefahr, dass der Staat sich um den Betrag zurückzieht, den die Privaten in das System neu einbringen?*

Das wäre natürlich verhängnisvoll. Privates Geld muss freies Geld zur Verfügung einer Universität bleiben, das nicht nach ›kameralistischen Rechnungshof-Kriterien‹ ausgegeben wird. ›Freies Geld‹ heißt zum Beispiel, das dreifache Gehalt zu bieten, wenn es darum geht, einen brillanten Kopf zu gewinnen. Wenn ich mit jungen Leuten in Amerika rede, Deutschen, die dort als Post-Doktoranden arbeiten – immerhin bleiben ungefähr 15 Prozent von ihnen dort –, dann nennen sie stets dieselben Gründe, die gegen eine Rückkehr sprechen. Erstens fehlt in Deutschland ein Tenure-Track-Verfahren. Die akademischen Berufspfade lassen sich bei uns schwerer planen als in Amerika, weil wir nicht die Option bieten, nach fünf oder sechs Jahren, in denen sich eine Person akademisch bewährt hat, an der Universität bleiben zu können. Der zweite Punkt betrifft das gesamte akademische Umfeld, die intellektuelle Atmosphäre. Da, wo gute Köpfe sind, wollen auch andere interessante Köpfe hingehen. Drittens besteht ein Missverhältnis in der Lehrbelastung. In Amerika kommen je nach Fach an den besseren Universitäten im Schnitt 10 bis 14 Studierende auf einen Hochschullehrer. In Deutschland liegen diese Zahlen zwischen 40 und 80. Und der vierte Punkt sind die Gehälter. Natürlich, wenn Sie den Mittelwert bilden, dann steht Deutschland besser da als die USA. Aber die Spreizung der Gehaltsskala ist dort sehr groß. Wer die heutige Besoldung in Deutschland als leistungsgerecht bezeichnet, der spricht in Unkenntnis, oder es handelt sich um bewusste Irreführung.

*Ich möchte noch auf einen Aspekt kommen, der gerade aus deutscher Sicht von Interesse ist. Müssen wir das Humboldt-sche Bildungsideal verabschieden, das seit dem vorvorigen Jahrhundert so erfolgreich war? Heute mehren sich jene Stimmen, welche die Forschung generell aus den Universitäten in reine Forschungszentren auslagern wollen und die Universitäten ausschließlich als Ort der Ausbildung sehen. Der*



*Humboldt'sche Ansatz geht dagegen vom Grundsatz der Einheit von Forschung und Lehre aus, und er versucht, Elite und Demokratie zu vereinbaren. Wird dieses Ideal vielleicht zu sehr von den Geisteswissenschaften her gedacht?*

Ich bin ein ganz entschiedener Anhänger des Humboldt'schen Ideals, aus ureigener Erfahrung als Student, als Lehrer, der mittlerweile 32 Jahre an der Universität ist, als eine Person, die es mehrfach abgelehnt hat, in die Max-Planck-Gesellschaft oder in reine forschungsbestimmte Institutionen zu wechseln. Das Geheimnis des Erfolges der besten Einrichtungen wie Cambridge und Oxford oder der allerbesten Universitäten in den Vereinigten Staaten oder auch einer École-Normale-Supérieure besteht genau darin, dass sie Lehre und Forschung auf höchstem Niveau in einer Universität behalten. Ich rede damit nicht denjenigen das Wort, die meinen, wir sollten die Max-Planck-Gesellschaft auflösen. Denn wenn wir morgen die Max-Planck-Gesellschaft auflösten und sie integrierten, würde das – schon aufgrund des letztlich geringen Volumens – den Zustand an den deutschen Universitäten kaum verbessern. Trotzdem sehe ich die Gefahr, dass im politischen Raum zusehends argumentiert wird, weil wir doch so erfolgreiche außeruniversitäre Einrichtungen haben, könnten wir die teure Forschung aus der Universität herausnehmen. Wenn das passierte, würde die Universität in wenigen Jahren einen Kollateralschaden erleiden, der sie bestenfalls zu einer Fachhochschule macht. Ich kenne in den USA Nobelpreisträger, welche die Grundvorlesung für 400 Studierende halten. Das gilt dort als selbstverständlich, denn in diesem Wechselspiel gedeihen eben die besten Köpfe. Auf der anderen Seite dürfen wir nicht übersehen, dass wir in Deutschland ein hausgemachtes Problem haben. Die Massenuniversität basiert auf der Vorstellung, es seien alle Studierende, es seien alle Lehrer, es seien alle Universitäten gleich. Weil das nicht der Fall ist, tut das bestehende System vielen Beteiligten unrecht. Hier sehe ich das Gute der Exzellenz-Initiative: Wenn sie denn fortgeführt werden sollte, haben wir in 10, 20 Jahren eine sehr viel differenziertere Landschaft. Diese wird dann auf der einen Seite aus vielleicht zehn ganz herausragenden, weltweit sichtbaren Universitäten bestehen: Einrichtungen, die in der Forschung sehr stark sind und – wegen der Verschränkung von guter Lehre und guter Forschung – in der Lehre ebenfalls herausragen. Ihnen folgt ein hoffentlich immer noch breiter Block von Universitäten, die in der Forschung vielleicht nicht die ganze Breite und Tiefe haben,

aber ebenfalls noch durch Forschung definiert sind. Ob wir daneben noch Universitäten haben, deren Schwerpunkt mehr auf dem Bereich der Lehre liegt, das wird die Entwicklung zeigen. Nur, glaube ich, ist das kein Aspekt, der ausschließlich die Geisteswissenschaften angeht. Die Entwicklung betrifft alle, auch die Naturwissenschaften oder die Medizin, in gleicher Weise. An den besten Einrichtungen gilt die Regel: Ein wirklich herausragender Forscher ist auch ein herausragender Universitätslehrer und umgekehrt.

*Kürzlich sprachen Sie davon, dass die US-Amerikaner ›professioneller‹ als andere zu Werke gingen, um erfolgreich bei der Nobelpreisvergabe zu sein. Könnten Sie Ihre These erläutern?*

Ja, ich würde behaupten, dass die Nobelpreise in der ersten Oktoberwoche jeden Jahres nur scheinbar in Stockholm vergeben werden. Sie werden eigentlich in den USA vergeben. Worauf gründet sich so eine Behauptung? Wenn man auf Tagungen mit Kollegen redet, über dies und das, was in der Wissenschaft passiert, dann spricht man auch über Berufungen, dann spricht man auch über Preise. Da bleibt es nicht verborgen, wie hinter den Kulissen ein Netzwerk aufgebaut worden ist, das beim Nobelpreis, aber auch bei anderen Preisen mit dem Vorschlagsverfahren zusammenhängt. Für den Nobelpreis sind vorschlagsberechtigt: die ehemaligen Preisträger, eine limitierte Zahl von jährlich wechselnden Wissenschaftlern, die für ihr Fachgebiet Nominierungen abgeben dürfen, und es sind die großen Akademien, einige Forschungsorganisationen und auch hier im Jahresrhythmus wechselnd Universitäten. Und man kann belegen, dass es in den USA zwar nicht Absprachen im juristisch bindenden Sinne, aber ein Einverständnis darüber gibt, welche Fächer und welche Personen in bestimmten Jahren in den Vordergrund gespielt werden sollen. Und wenn dann eine Kommission, die ja auch nur aus sterblichen Mitgliedern besteht, wie eben die Nobelkommission der schwedischen Akademie der Wissenschaften, Vorschläge bekommt, wo ein Name, sagen wir, 50-mal und ein anderer Name vielleicht nur ein- oder zweimal nominiert wird, dann bleibt dies nicht folgenlos. Ich halte übrigens gar nichts von der Hysterie, die jedes Jahr im Oktober ausbricht, weil man das Verleihen oder das Nicht-Verleihen eines Nobelpreises als Indikator für die Leistungsfähigkeit oder die Qualität der Wissenschaft eines Landes ansieht. Die Dinge haben miteinander recht wenig zu





tun. Glücklicherweise ist es so, dass der, der ihn bekommt – zumindest in den Naturwissenschaften –, ihn auch verdient hat. Daran gibt es kaum je einen Zweifel. Aber umgekehrt kann man sehr leicht für beinahe jedes Fach belegen, dass es innerhalb der letzten 20 Jahre immer Alternativen gegeben hätte – Personen, die den Preis verdient, aber nicht die nötige Sichtbarkeit erlangt haben.

*In der Politik werden mittlerweile ›Elite‹ und ›Nobelpreis‹ fast synonym verwendet.*

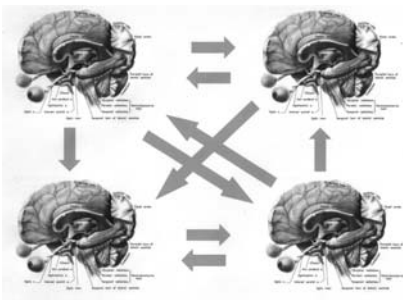
Der Druck durch die Medien ist riesengroß. Wenn eine Ministerin oder ein Minister Rede und Antwort stehen muss: »Schon wieder kein Deutscher beim Physik- oder Chemie- oder Medizin-Nobelpreis dabei!« – Da braucht es ein starkes Nervenkostüm. In der Regel gilt, dass alle, die ihn bekommen, zur Crème de la crème gehören. Darüber hinaus forschen aber eine Fülle von Personen, die auch zur Spitze gehören, die eben nicht ausgezeichnet wurden. Mit anderen Worten, wenn eine Institution ihn nicht bekommt, heißt das nicht unbedingt, dass die Institution nicht gut ist. Ferner: In den Geisteswissenschaften gibt es gar keinen Nobelpreis, in der Mathematik wird zwar alle vier Jahre die Fields-Medaille verliehen, aber ebenfalls kein Nobelpreis. Wenn Sie die Nobelpreis-Kürung als einziges Kriterium für Exzellenz heranzögen, dann würden Institutionen, die auf diesen beiden Gebieten sehr stark sind, nirgendwo erscheinen. Bei Rankings, wie dem der Shanghai-Universität, stehen solche ganz oben, die sich überwiegend auf Nobelpreise und wenige andere große Auszeichnungen kaprizieren, während andere, durchaus bedeutende Institutionen weit abgeschlagen landen. Ich selber messe dem Ganzen gar nicht so viel Bedeutung bei. Gott sei Dank sehen das viele Kollegen genauso gelassen, die wissen, sie hätten den Nobelpreis eigentlich längst verdient, und leben damit, dass sie ihn (noch) nicht haben.

*Gleichwohl ist damit ein allgemeineres Problem angesprochen, denn der sogenannte ›Matthäus-Effekt‹ fällt ja nicht nur bei der Nobelpreisvergabe auf. Er spielt offenbar eine entscheidende Rolle im Forschungsalltag überhaupt, vor allem, wenn es um die Mittelvergabe geht. Bei der Exzellenz-Initiative waren nur die ›Großen‹ erfolgreich: ›Wer hat, dem wird gegeben‹. Wie steht es um die Chancen der ›Kleinen‹? Die ›Kleinen‹ haben sicherlich überall da Nachteile, wo es um strukturierte Anträge geht, wo mehrere Seiten verbündet zusammenwirken müssen. Wenn Sie an den Be-*

reich einer Graduierten-Schule denken, da brauchen Sie eine kritische Masse. Wenn Sie an Cluster denken, an bestimmte Aufgaben, an denen vielleicht 30 Forschergruppen aus verschiedensten Bereichen zusammenarbeiten, muss auch in diesem Fall diese kritische Masse da sein. Die Sorge, dass bei dieser Art von Förderung die ›Kleinen‹ letztlich nicht gut abschneiden, ist also nicht unbegründet. Für viele, vor allem naturwissenschaftliche Fächer gilt, dass eine forschende Person eine bestimmte Umgebung braucht, die Personal und Ausstattung voraussetzt. Forschung im medizinischen Bereich zum Beispiel fordert eine Komplexität der Gegebenheiten, die vermutlich langfristig nicht überall vorhanden ist. Daher wird die Differenzierung eintreten, von der ich vorher sprach. Es wird sich um eine Dreiteilung handeln: in wenige herausragende Universitäten, gefolgt von vielleicht 30, die sehr gut sind – besser als der Mittelwert in den USA –, und dann eine Gruppe von etwa 20 Universitäten, die hoffentlich noch so sind, wie sie heute sind. Eine solche Entwicklung wäre wünschenswert und wird auch eintreten, vorausgesetzt die Politik und die Geldgeber werden die Exzellenz-Initiative nicht als Alibi benutzen, um der überfälligen Finanzierung der Grundausstattung auszuweichen. Darin sehe ich in der Tat eine große Gefahr, dass es eben doch in einigen Ländern in ein Kompensationsgeschäft münden wird – nach dem Motto: Wir zahlen etwas in die Spitze hinein und nehmen es an anderer Stelle wieder weg. In diesem Fall wären natürlich diejenigen am stärksten betroffen, die nicht von der Spitzenfinanzierung profitieren.

*bleiben wir bei dem Begriff der ›kritischen Masse‹, der ja auch problematisiert werden könnte: Wäre es nicht sinnvoller, die Kriterien der Spitzenförderung stärker zu differenzieren, also spezifischer nach den unterschiedlichen Arbeitsweisen in den jeweiligen Wissenschaften auszurichten? ›Einzelkämpfer‹ in geistes- oder sozialwissenschaftlichen Disziplinen haben doch immer weniger Aussichten auf Förderung ihrer Forschungen.*

Dem würde ich widersprechen. ›Einzelkämpfer‹ hätten dann ein Problem, wenn es in der Tat so wäre, wie es Ihre Frage ein wenig impliziert, dass wir – zum Beispiel bei der DFG – auf alle Fächer dieselben Kriterien anwenden würden. Wir haben aber gerade in den letzten drei Jahren bei der DFG eine Reihe von Instrumenten eingerichtet, die ganz spezifisch zugeschnitten sind auf die Bedürfnisse von Geisteswissenschaftlern. Da spielt beispielsweise der



Aspekt, sich ›Zeit‹ zu kaufen, ähnlich wie bei den Mathematikern, eine viel größere Rolle, als etwa eine extrem teure, komplexe Apparatur zu bekommen. Die DFG versucht, sachgerecht und fachgerecht zu entscheiden. Also sehe ich *grundsätzlich* keine Gefahren, lediglich *aktuell* im Fall der Exzellenz-Initiative, denn sie beschränkt sich momentan darauf, kritische Massen dort, wo sie sind, zu unterstützen. Aber generell möchten wir natürlich nicht, dass die herausragenden Einzelkämpfer weniger gefördert werden – im Übrigen werden sie es auch gar nicht.

*Noch einmal zur Frage der ›Vernetzung‹: Die Förderung von Einzelanträgen wird zunehmend verdrängt durch Förderung von Clustern, Zentren und Netzwerken. Diese Verbundforschung kann in spezifischen Forschungsfeldern unabdingbar sein, in vielen Fällen – das würde ich als These aufrechterhalten – ist die Vernetzung aber unnötig. Sie wird zum Selbstzweck aufgrund von Fördervorgaben und ist nicht mehr in der Sache selbst begründet. Wird hier nicht der Trend gefördert zu einer gewissen Zwangsvernetzung oder Antragsrhetorik, die häufig ein bloß additives Nebeneinander kaschiert?*

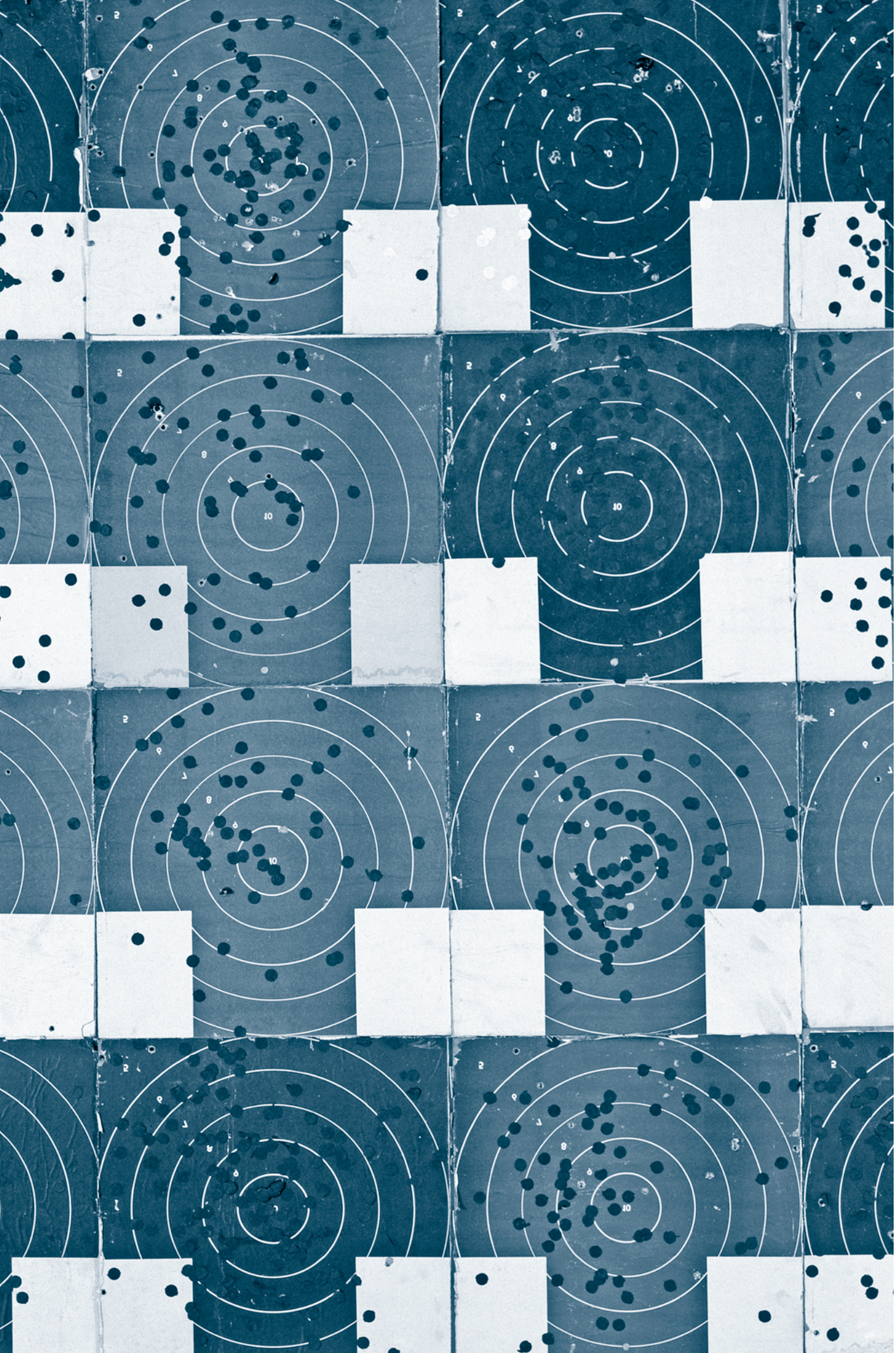
Ich kenne diese Argumente und Bedenken recht gut, eine Arbeitsgruppe der Jungen Akademie hat sich ja pointiert dazu geäußert. Ein nicht geringer Teil der Mittel, die direkt vom Bundesministerium für Forschung verteilt werden, genügt sicher genau diesen Kriterien. Man könnte diese Bedenken zu Recht formulieren, wenn es nicht auch noch eine andere Wirklichkeit gäbe. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft als die wichtigste Einrichtung zur Förderung der Grundlagenforschung bekommt pro Jahr etwa 27 000 Anträge. Ein sehr hoher Anteil sind Anträge, die in sogenannten ›Normalverfahren‹, also in der Individualförderung angesiedelt sind. Ein wenig schwankend nach Gebieten – also für Medizin anders als für Religionswissenschaften – beträgt das Volumen, das die DFG ausgibt, in ihren Säulen ›Koordinierte Verfahren‹ versus ›Individualförderung‹ etwa 40 Prozent zugunsten der Einzelkämpfer. 40 Prozent sind sehr viel mehr, als die Öffentlichkeit wahrnimmt. Was die Öffentlichkeit allerdings wahrnimmt, ist eine ganz andere Seite der Medaille, nämlich dass die Ablehnungsquote in den letzten 10, 15 Jahren trotz eines stetig wachsenden Haushaltes der DFG beträchtlich zugenommen hat. Während früher die Ablehnungsquote bei vielleicht 20 Prozent lag, liegt sie heute in einigen Fächern bei 70 Prozent. Mit anderen Worten: Wir spielen zwar nicht Lotterie, aber wir sind zusehends mit dem Problem konfrontiert, sehr gute An-

träge aus rein finanziellen Gründen ablehnen zu müssen. Diese Steigerung der Ablehnungsquote hängt damit zusammen, dass die Länder die Grundfinanzierung nicht mehr ausreichend bereitstellen. Die Länderhaushalte sind so ausgestaltet und die Universitäten sind so unterfinanziert, dass von dieser Seite her die eigentliche Gefahr drohen könnte. Wenn sich an dieser Stelle nichts ändert, könnte das gefürchtete Szenario eintreten, nämlich das Ausbluten der Universitäten. Vergessen wir eines nicht, ein DFG-Haushalt beziffert sich auf 1,4 Milliarden Euro mit leicht steigender Tendenz, das entspricht dem Haushalt von vier oder fünf Universitäten, je nachdem, welche Referenzuniversität Sie heranziehen. Was soll denn eine DFG flächendeckend tun können? Gar nichts.

*Virchow hat einmal gesagt: »Zwei Dinge pflegen den Fortschritt in der Medizin aufzubalten: Autoritäten und Systeme.« Handelt es sich bei der Exzellenz-Initiative um ein System, das Elite produzieren soll, aber möglicherweise vor allem bestimmte Forschungsrichtungen oder wissenschaftliche Meinungen auf ein Podest hebt?*

Moden gibt es überall, auch in der Wissenschaft. Aber retrospektiv gesehen erfolgt doch eine Korrektur, indem sich in all den tausend Ideen in diese und jene Richtung manches eben doch als eine Eintagsfliege herausstellt. Hier vertraue ich wirklich darauf, dass das System in sich selbst diese reinigende Kraft enthält, weil es eben kreativ ist. Weil Sie sehr guten jungen Menschen nicht vorschreiben können, worüber sie nachdenken sollen. Diese jungen Leute sorgen für die Kurskorrekturen, denn die wirklich mutigen Schritte tun die Unerfahrenen. Diejenigen, die noch nicht durch den langen Forschungsalltag blockiert und geprägt sind. Auch deshalb bedarf es besonderer Anstrengungen, wie zum Beispiel der Exzellenz-Initiative, um den mutigen jungen Leuten einen Schub zu geben, damit sie nicht zu früh resignieren oder denken: »Es geht ja doch nicht«, oder »Das alles ist schon gedacht worden«.









Bruno  
Preisendörfer

## Exzellenz. Idiotie. Begabung

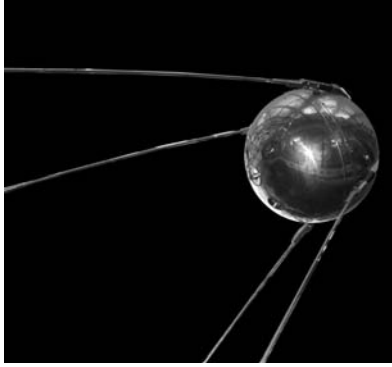
Vor einigen Jahren habe ich bei einer wissenschaftlichen Festveranstaltung in Berlin einen Vortrag über den Alterungsprozess der menschlichen Zelle gehört. Der Vortrag war brillant. Die Powerpoint-Folien waren brillant. Der Vortragende selbst war auch brillant. Und auf launige Weise unterhaltsam. Während er mit einem Zeigelämpchen einen leuchtenden Punkt auf die Projektion warf und die Konturen der Mitochondrien abfuhr, erläuterte er den Forschungsprozess und sagte Sachen wie: »Jeder Tag Urlaub ist ein Tag für die Konkurrenz.« Es war wirklich beeindruckend. Ich muss allerdings zugeben, dass ich von dem Vortrag nur die launigen Sprüche und die hübschen Metaphern behalten habe. Was den Alterungsprozess der Zelle angeht, der eigentlich erklärt werden sollte: Alles, was ich damals glaubte durch den brillanten Vortrag verstanden zu haben, stellte sich bald als unverstanden heraus. Ich kann jetzt zwar sagen: »Die Mitochondrien sind die Kraftwerke der Zelle« – falls ich mir das richtig gemerkt habe. Aber was weiß ich, wenn ich weiß, dass die Mitochondrien die Kraftwerke der Zelle sind? Was habe ich begriffen, wenn sich mir nicht die zu veranschaulichenden Sachverhalte einprägten, sondern nur die Mittel der Veranschaulichung, der Zierrat des Vergleichs? Von der Brillanz ist nur Brillantine geblieben, gewissermaßen.

Ich kann mich zum Beispiel daran erinnern, wie zum Abschluss ein Gemälde von Lucas Cranach (der Ältere) projiziert wurde: *Der Jungbrunnen*. Das war nicht besonders originell, aber doch recht hübsch als Ausklang eines Vortrages über den Alterungsprozess. Der Wissenschaftler sagte, das Bild befinde sich in

Berlin, und zwar in der Dahlemer Gemäldegalerie. Ich muss zugeben, diese Auskunft hat mich damals ziemlich irritiert. Die Dahlemer Gemäldegalerie gab es zu diesem Zeitpunkt schon seit drei Jahren nicht mehr, das Bild befand (und befindet) sich in der neu errichteten Gemäldegalerie am Kulturforum. Der Forscher hatte das nicht mitgekriegt. Wahrscheinlich war er seit Jahren nicht mehr aus seinem Labor herausgekommen.

»Jeder Tag Urlaub ist ein Tag für die Konkurrenz.« Der Vorfall machte mich ganz besinnlich. Man sollte sehr, sehr sorgfältig darauf achten, grübelte ich auf dem Nachhauseweg, worüber exzellente Leute sprechen. Sobald sie ihr Spezialgebiet verlassen, kann aus der Exzellenz im Handumdrehen Idiotie werden. Das ist übrigens nicht als Beleidigung gemeint. Das Wort ›Idiot‹ bezeichnete im antiken Griechenland bekanntlich den ›Privatmann‹, und damit war derjenige gemeint, der sich nur um seine eigenen Belange kümmert und nicht um das Gemeinwesen. Es kann also passieren, dass jemand im Labor ein wahrer Leuchtturm ist, und wenn er herauskommt, wird er zum Idioten (im altgriechischen Verständnis des Wortes) und weiß nicht mehr, wovon er spricht, weil er vieles von dem, was draußen vor sich geht, während er sich drinnen um seine Forschungsbelange kümmert, nicht mehr wahrnehmen kann. Auch das ist eine Form von Exklusivität: Brillanz durch Kontextreduktion.

Damit soll gegen Brillanz gar nichts gesagt sein, auch nichts gegen ihre besondere finanzielle und institutionelle Förderung. Es soll nur Vorsicht dabei empfohlen werden, die Bewunderung für exzellente Leistungen allzu sehr auf



die Person des Leistenden zu übertragen. Ausdrücke wie ›Leistungsträger‹ haben stets einen kofferträgerischen Beigeschmack. Angebracht ist immer bloß funktionelle Bewunderung, obwohl das wirklich scheußlich klingt.

Die neueren Redeweisen über Eliten sind jedoch adorierend und neigen wie jede Bewunderungsrhetorik zur Immunisierung der Adorierten. Funktionelle Exzellenz in einem Handlungsfeld wird ontologisiert zu gott- oder gengegebener Gesamtbegabung. Der griechische Idiot, der bei jeder herausragenden Leistung (auch bei der künstlerischen) den Handlanger spielt, wird übersehen, und jemand, der in einem Bereich brillant ist, wird auch in allen anderen ernster genommen, als ihm oder ihr und uns allen guttut.

Vermutlich ist im Starsystem der Wissenschaft das Charisma viel weniger das Resultat bestimmter individueller Eigenschaften als das

*Der Sputnik-Schock förderte im Westen, sogar im bildungspolitisch besonders rückständigen Nachkriegsdeutschland, die Einsicht, dass die wissenschaftlich-technische Zukunft nicht allein von einer Forschungselite aufgebaut werden konnte, sondern auf ein breites Fundament allgemeiner Bildung angewiesen war.*

soziale Ergebnis massenhafter Zuschreibung. Diese Überlegung ist so wenig originell wie ein Jungbrunnenbild als Abschluss eines Vortrages über das Altern der Zellen. Aber ein bisschen aktuell gebliebener Max Weber von gestern, transportiert vom Feld des Politischen auf das der Wissenschaft, könnte helfen, die gegenwärtige Fetischisierung der Elite bei gleichzeitiger Stigmatisierung des Durchschnitts etwas abzumildern.

Vor einiger Zeit hat Rolf-E. Breuer – dieser, na, Sie wissen schon (jedenfalls wenn Sie gelegentlich aus Labor und Studierstube herauskommen) – in einem Vortrag gesagt: »Wenn ich auf unsere Hochschulen schaue, so haben wir kein Problem mit der Elite-Ausbildung in diesem Lande, sondern mit der Qualität in der Breite.« Eine interessante Bemerkung von einem Mann, der es als Ex-Alpha der Deutschen

Bank wissen muss – obwohl das, was einer ›wissen müsste‹, nicht deckungsgleich ist mit dem, was er tatsächlich weiß. Aber das wissen wir ja.

Die Sorge Breuers um die ›Qualität in der Breite‹ erinnert ein wenig an früher, als alles schlechter war und es noch Kommunisten gab, sogar solche, die Satelliten ins All schossen wie am 4. Oktober 1957 die Sowjets. Ein paar Wochen vorher, am 11. Juni 1957, wollten die Amerikaner genau das, einen Satelliten ins All schießen. Journalisten aus aller Welt waren eingeladen und sollten Zeuge sein, wie zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte ein irdisch fabriziertes Ding in den Himmel flog. Aber die Rakete explodierte, und als dann noch ›die Russen‹ ihren Sputnik heil nach oben brachten, war der Schock in der ›westlichen Welt‹ groß. »Genosse Sputnik«, sagte der amerikanische Kommentator Gabriel Heatter zerknirscht im Radio, »du hast uns in einer Stunde mehr über die Russen gelehrt, als wir in den 40 Jahren zuvor über sie gelernt haben.«

Eine dieser Lehren hat mit Breuers ›Qualität in der Breite‹ zu tun: Der Sputnik-Schock förderte im Westen, sogar im bildungspolitisch besonders rückständigen Nachkriegsdeutschland, die Einsicht, dass die wissenschaftlich-technische Zukunft nicht allein von einer Forschungselite aufgebaut werden konnte, sondern auf ein breites Fundament allgemeiner Bildung angewiesen war. Die Elite streckte aufgeregt die Köpfe aus dem Elfenbeinturm und hielt nach den Begabungsreserven im Volk Ausschau.

Der Verfasser dieses zugegeben etwas unorthodoxen Aufsatzes ist eine solche Begabungsreserve. Als kleiner Leute Kind geboren im Juni 1957, und zwar ausgerechnet am elften, als die amerikanische Rakete explodierte, hat er seinen Bildungsweg von der Volksschule, wie das damals noch hieß, über die Realschule zum Gymnasium und zur Universität einerseits seiner Begabung zu verdanken, seiner höchstpersönlichen, gott- oder gengegebenen. Andererseits verdankte er die Chance, sich überhaupt auf diesen Bildungsweg machen zu können, der



Reformierung und Durchlässigmachung des deutschen Schulsystems, die ohne den Sputnik-Schock erst viele Jahre später, und für ihn wohl zu spät, erfolgt wäre. Deshalb hat er für das kommunistische Kügelchen vom Oktober 1957 stets eine gewisse Anhänglichkeit bewahrt und freut sich bis heute über die historische Tatsache, dass an seinem Geburtstag eine amerikanische Rakete explodierte.

Die Zeiten des Sputnik-Schocks und die Zeiten des PISA-Schocks haben gewisse Entsprechungen. In den Fünfziger- und frühen Sechzigerjahren waren die Bildungsbenachteiligten die Landkinder, die katholischen Kinder, die Arbeiterkinder und die Mädchen – ich selbst bin vom Land, katholisch und Arbeiterkind, aber wenigstens ein Junge. Als Symbol akkumulierter Benachteiligung spukte durch die damalige Publizistik erwartungsgemäß das katholische Arbeitermädchen vom Land.

Inzwischen könnte als Personifizierung der ›Unterprivilegierung‹, wie es verschämt über Menschen heißt, die nicht unter-, sondern überhaupt nicht privilegiert sind, der islamische Einwandererjunge aus der Stadt gelten. Sollten sich unter diesen jungen Menschen, und wer wollte das bestreiten, solche mit gott- oder gengegebenen Begabungen befinden, so sind diese Begabungen weder für diese Menschen noch für die Gesellschaft einen Pfifferling wert, solange sie nicht erkannt und gefördert werden, und zwar in der ganzen Breuer'schen ›Qualität in der Breite‹. Aber das wissen wir ja.

Die Chancengerechtigkeit allerdings, von der einst die benachteiligten Kinder vom Land, die katholischen Kinder, die Arbeiterkinder und die Mädchen naschen durften, weil sie von einer weltpolitischen Konfrontationskonstellation profitierten, gibt es heute nicht mehr – so wenig wie die Dahlemer Gemäldegalerie, auch wenn exzellente Leute, die ihren altgriechischen Idioten nicht im Griff haben, das Gegenteil behaupten.

»Man könnte also versucht sein, Ratingagenturen als die eigentliche Elite moderner Gesellschaften anzusehen, jedenfalls als die Instanz, die über Sein und Nichtsein von Eliten entscheidet oder zumindest doch über deren Einstufung in einem von ihnen kontrollierten Wertungssystem verfügt.«

Herfried Münkler

»Wenig Dissens besteht darüber, ob es Eliten gibt, weniger Konsens darüber, dass man Eliten braucht, kaum Konsens darüber, was sie im Einzelnen auszeichnet.«

Armin Nassehi



Hans-Martin Gauger

## Aus dem Wörterbuch des Un-Akademischen

»Alleinstellungsmerkmal – was ist das eigentlich?«

»Ja, das gehört jetzt so, seit einiger Zeit, zum ›Neusprech‹ an unseren Universitäten.«

»Neusprech?«

»Ja, davon kann man schon reden, finde ich, und etwas Orwellhaftes ist auch dabei, etwas Bedenkliches in dem schönen doppelten Sinn, den das Adjektiv ›bedenklich‹ haben kann: Es ist nicht in Ordnung (das ist der alltags-sprachliche Sinn), dann aber: Man sollte darüber nachdenken; diesen zweiten Sinn möchte man oder jedenfalls ich dem Wort gern zusätzlich geben; Heidegger hat es ohnehin so verwendet. Also neuerdings gibt es eine ganze Reihe von Wörtern, die zu diesem ›Neusprech‹ gehören.«

»Ja, aber sag mir doch erst einmal: Ist ›Alleinstellungsmerkmal‹ nicht, was du ein ›durchsichtiges Wort‹ nennst?«

»Natürlich, ja, denn es ist ›durchsichtig‹ auf die Wörter hin, die in ihm selbst enthalten sind: ›allein‹ und ›Stellung‹ und ›Merkmal‹. Und das letzte Glied bezeichnet, jedenfalls im Deutschen, das, was das Gemeinte *ist*: hier also ein Merkmal.«

»Ist das nicht das ›Determinatum?«

»Genau, denn es ist das Element, das durch das *andere* Glied, hier ›Alleinstellung‹, näher bestimmt wird: Determinatum somit und Determinans. So ist also das durchsichtige Wort eines, das nicht nur benennt, sondern in seinem Nennen schon etwas sagt. Es definiert gewissermaßen, was es meint.«

»Aber ist nicht ›Alleinstellungsmerkmal‹ einfach ein ›zusammengesetztes Wort‹, ein ›Kompositum?«

»Ja, nur ist ›durchsichtiges Wort‹ eben der Oberbegriff, denn es gibt auch andere Arten von ›Wortdurchsichtigkeit‹, Bildungen mit Affixen, also solche mit Suffixen oder mit Präfixen. Die sind ebenfalls ›durchsichtig‹. Das Wort ›Stellung‹ zum Beispiel ist eine Suffixbildung. Ein Alleinstellungsmerkmal bewirkt, dass etwas für sich *allein* gestellt wird, so also, dass etwas Einziges dabei herauskommt. In der Endung ›-ung‹ von ›Stellung‹ liegt ja hier

dieses Dynamische. Etwas wird als ein Merkmal so gesetzt, dass dasjenige, dem es gegeben wird, als ein nur *einmal* Vorkommendes steht. Also etwa eine Universität oder ein Institut oder ein Projekt stehen, mit diesem Merkmal versehen, einzig da. ›Projekt‹ ist ja auch so ein Zauberwort jenes ›Neusprech‹.«

»Verstehe, ohne Projekt geht's nicht. Oder, wie's in *Faust II* heißt, im ›Gemurmel‹ des Volks über Mephisto: ›Ich weiß schon – Was dahintersteckt – / Und was denn weiter? – ein Projekt‹. Das ist natürlich prima, wenn man in einem Antrag, etwa für ein ›Projekt‹, sich mephistophelisch so ein ›Alleinstellungsmerkmal‹ schafft. Man gibt zu verstehen, hier beantragen wir etwas, das es sonst nirgends gibt.«

»Ja, und die, die zu bewilligen haben, sagen sich entsprechend: Da würden wir echt etwas bewilligen, das es sonst nirgendwo gibt (gibt es denn ein besseres Argument?).«

»Aber gehört dies nicht zu dem, was man ›Optik‹ nennt? Denn warum, möchte ich mal wissen, darf es etwas, das gut ist, nur *einmal* geben, warum nicht oft oder geradezu *überall*? Und dann – und vor allem – umgekehrt: Die ›Alleinstellung‹ bedeutet doch wirklich nicht automatisch, dass das ›Alleingestellte‹ gut ist. Und dies wäre doch die *eigentliche* Frage?«

»Genau. Aber mir fällt ein, dass ich vor einem knappen Jahr einen Aufsatz des Philosophen Martin Seel gelesen habe. Er war, glaube ich, in einem Heft der *Neuen Rundschau*. Moment: hier hab ich es, ja, im zweiten Heft 2006 des 117. Jahrgangs dieser doch wohl ältesten allgemeinen deutschen Zeitschrift – gegründet 1890. ›Lob der Einzel-forschung‹ lautet der Titel, und der hübsche Untertitel ist: ›oder: Auszüge aus dem Wörterbuch des universitären *juste milieu*‹.«

»Martin Seel, der in Frankfurt? Ja, den kenn ich. Der kann schreiben! Was für Wörter oder Ausdrücke nennt er denn da?«



»Also erst einmal das alte, schon aus Bielefeld geläufige ›Interdisziplinarität‹, oder auch, neuer und sich von ihm interessant, aber undeutlich abhebend (es ist wohl weniger ausgreifend), ›Transdisziplinarität‹, dann natürlich ›Synergie‹ und ›Drittmedium‹ und ›Exzellenz-Cluster‹, ja, und ›Graduiertenschule‹, ›Zielvereinbarung‹ und ›Effizienz‹, und dann in der Tat auch ›Alleinstellungsmerkmal‹, schließlich ›Evaluierung‹, ›Leuchttürme‹, ›Eckprofessuren‹ und ›Eckprofessoren‹. Auch einige andere Begriffe, die ich mir angestrichen habe, laufen nebenher mit: etwa ›Planungssicherheit‹, ›Evaluierungsbereitschaft‹, ›Außenwirkung‹, ›Anschlussfähigkeit‹, ›Kompatibilität‹ und ›Exzellenz-Initiative‹. Du siehst übrigens: Das sind fast alles ›durchsichtige Wörter‹, manche sind sogar als englische oder lateinische oder griechische ›durchsichtig‹: ›Exzellenz-Cluster‹, also eigentlich ›Büschel‹ oder ›Trauben‹ oder ›Haufen‹ von Vorzüglichkeit, und ›Synergie‹, also ›Zusammen-Wirken‹, oder ›Synergie-Effekte‹. Da macht dies ›Wörterbuch‹ wahrlich exuberanten Gebrauch von der schönen Möglichkeit des Deutschen, uneingeschränkt ›durchsichtige Wörter‹ bilden zu können, denn dies geht anderswo, englisch oder gar französisch oder spanisch, nicht so leicht ... Dieses kleine ›Wörterbuch‹, das sich vermehren ließe, sei nun, so Seel, eben das der ›aktuellen Hochschulpolitik‹ und spiegle eine ›heute vielerorts zum Reflex gewordene Denkweise‹. Es sei geradezu, sagt er, in Anlehnung an Heideggers bleibende Analyse des ›Daseins‹, ›die Stimme eines universitären Man‹. Ein solches gibt es in der Tat.«

»Wirklich, ich bin beeindruckt. Denn eine Sprechweise ist ja nie nur dies, sie hat immer im Denken ihr Korrelat. Solch ein ›Wörterbuch‹ verrät etwas, es ist verräterisch.«

»Ja, eben. Ich würde übrigens noch unbedingt ›Innovation‹ und ›innovativ‹ in jenes ›Wörterbuch‹ aufnehmen. Denn eigentlich ist dieser rein positive Gebrauch von ›Innovation‹ und ›innovativ‹, der sich nun überall ausgebreitet hat, ein Unfug. Er wäre es nur dann nicht, wenn das Vorhandene durchweg schlecht wäre. Eigentlich müsste doch, zumindest im Bereich der sogenannten ›Geistes-‹ oder ›Sozialwissenschaften‹, ›Innovation‹ und ›innovativ‹ neutral gebraucht werden, denn offensichtlich gibt es nicht nur gute, sondern auch schlechte Innovationen. In dem, was Seel (und das ist ebenfalls, weil er so greifbar ›technisch‹ ist, ein guter Ausdruck) ›Laborwissenschaften‹ nennt, mag es anders sein. Da muss wohl immer Neues sein.«

»Ja, gut. Aber du hast recht. Wir haben ja nun, du und ich, wahrlich nicht wenige negative ›Innovationen‹ an uns vorüberziehen sehen.«

»Ja, eben, man müsste sie einmal zusammenstellen für unsere Fächer. Doch weiter! Seel meint, schon ein Blick in dieses ›Wörterbuch‹ zeige klar, dass gegenwärtig ein ganzes Bündel, um nicht wieder ›Cluster‹ zu sagen, von Vorstellungen im ›Umlauf‹ sei, das ›die wissenschaftliche Produktivität zu begraben droht‹. Daher fordert dieser Philosoph zunächst einmal ›Sprachkritik‹. Er sieht eine ›vergiftete Sprache‹ am Werk. Und diese Sprache sei, so sagt er, ›der Jargon der Ökonomisierung‹.«

»Schön, und was folgert er daraus?«

»Nun, gerade das leuchtet mir ein. Er verwirft dies alles nicht und schon gar nicht pauschal. Keineswegs empfiehlt er die schiere ›Verweigerung‹: ›Verweigerung, Abtauchen, Sichausklinken – das wird nichts nützen‹, sagt er. Er empfiehlt aber, deutlich genug, ›eine widerständige Beteiligung an all den Prozessen‹, von denen er, immerhin klar andeutend, geredet hat. Ja, und dann: die ›Einzelforschung‹ dürfe nicht perhorresziert werden.«

»Wird sie das?«

»Nun, etwas schon. Wenn uns gesagt wird, das müsse nun aufhören, dass da jemand still und ohne Kontakt zu anderen nur mit deren stummen Büchern und Aufsätzen redend vor sich hin forsche ...«

»Gut, das mit der (heute würden wir wohl sagen) unmenschlichen Stummheit des Geschriebenen findet sich ja schon im *Phaidros* von Plato: ›Fragst du das Aufgeschriebene, so antwortet es dir nur immer dasselbe‹.«

»Richtig. Aber Einzelforschung, trotz aller intensiven und (vor allem lästig) extensiven Beratungssitzungen, wie sie uns heute zur Pflicht gemacht werden, wird immer bleiben, und immer wird sie auch ganz unabdingbar sein. Noch einmal *Faust*, aber nun ›Erster Teil‹: ›Ach wenn in unsrer engen Zelle / Die Lampe freundlich wieder brennt, / Dann wird's in unserm Busen helle, / Im Herzen, das sich selber kennt ...‹ Das sind ja so unsere Orgien. Aber dass es Kollegen gibt (ich habe davon nicht wenige), deren Ideal es ist, einem eines Tags ein Buch mit 400 Seiten hinzulegen, ohne dass man vorher auch nur gewusst hätte, dass sie *darüber* gearbeitet haben – obwohl ihr Amtszimmer, in dem sie freilich nur zu ihren ›Sprechstunden‹ eigentlich sind, bloß wenige Meter von deinem entfernt liegt! Und beim Lesen merkst du dann gleich, vor welchen Fehlern du den Mann hättest bewahren können – nur durch ein paar Fragen, die er dir gestellt hätte,



durch ein Gespräch. Also, das ist nun wirklich auch nicht das Richtige! Vielmehr: Es müsste aufhören.«

»Gut, da sind wir uns einig. Und vermutlich wäre dies die beste und übrigens nicht besonders teure Forschungsförderung überhaupt: uns Zeit lassen oder dann geradezu Zeit *schenken* für jene Stunden in der ›engen Zelle‹, in der ›die Lampe freundlich brennt‹, dann aber auch und vor allem, würde ich sehr dezidiert hinzusetzen: für Gespräche mit *anderen*, auch wenn sie *nicht* vom gleichen Fach sind und uns nur eben ihr kritisches und *anders* als unser eigenes informiertes Interesse schenken.«

»Sehr gut. Und was sagt unser Philosoph zum ›Alleinstellungsmerkmal?‹«

»Ja, dazu schreibt er: ›Unter dem Druck politischer Planung sehen sich die Universitäten gezwungen, ihr Angebot zu verengen, nicht selten mit der Folge, Fächer an Nachbaruniversitäten auszugliedern oder gar ganz zu schließen, die sich gerade in der Blüte ihrer Kraft einschließlich ihrer Attraktivität für die Studierenden befinden. Es war lange eine Besonderheit – ein internationales »Alleinstellungsmerkmal« – der bundesrepublikanischen Forschungslandschaft, dass sie sich quer durch die Fächer nicht auf wenige Zentren konzentrierte, dass vielmehr jederzeit an allen Ecken und Enden spannende Forschungszusammenhänge entstehen konnten. Damit soll es jetzt vorbei sein.« Das ist ›bedenklich‹ – oder?«

»Manche Bücher hätte selbst der geistreichste Mensch nicht ohne eine Mietkutsche schreiben können, das heißt nicht ohne Menschen, Dinge, Bibliotheken, Manuskripte und so weiter.«

Chamfort

»Und vor drei Jahren wurde in einer amerikanischen Umfrage nach der Marke gesucht, die weltweit das größte Vertrauen genießt. Eindeutiger Sieger vor Giganten wie Microsoft und Coca Cola: Harvard.«

Alex Rühle





Christoph Kehl

## Alma Mater – Quo vadis?

Von einem, der auszog, das Studieren zu lernen

1998 kam ich als junger Absolvent einer Schweizer Elite-Hochschule nach Berlin, um Philosophie zu studieren. Nach erfolgreichem Abschluss finde ich mich heute, viele Jahre später und nicht mehr ganz so jung, als Geisteswissenschaftler und Doktorand an einer im ersten Anlauf gescheiterten deutschen Elite-Universität wieder. In meiner akademischen Laufbahn habe ich die radikale Transformation der deutschen Hochschullandschaft hautnah miterlebt. Die deutschen Massenuniversitäten des letzten Jahrhunderts, einander gleich an Status wie an Problemen, verwandelten sich vor meinen Augen innert kürzester Zeit in potenzielle ›Superunis‹ – ein struktureller wie rhetorischer Umbauprozess, der erst kürzlich mit der Krönung der ersten sogenannten Elite-Hochschulen einen vorläufigen Höhepunkt erreichte. Auch in den unteren Geschossen der Wissenschaftstürme, wo ich mich hauptsächlich aufhalte, bekommt man diesen Wandel zu spüren, der in wenigen Jahren nicht nur die Strukturen, sondern vor allem auch die Werte verändert hat.

Was mich seinerzeit nach Berlin lockte, war Humboldts Traum einer Bildungsinstitution, an der in Freiheit geforscht, gelernt und gelehrt wird. An der ETH Zürich hatte ich eine verschulte Ausbildung absolviert, in der ich mit strikten Stundenplänen und vorgegebenen Themenbereichen durch das Studium der Umweltnaturwissenschaften gelotst wurde. Dies weckte in mir den – ich gebe es zu – etwas weltfremden Wunsch nach intellektueller Reifung, nach einer geistigen Horisonterweiterung, die sich in erster Linie an meinen akademischen Interessen und nicht an Lehrplänen oder ökonomischen Nutzenabwägungen orientieren sollte. Inspiriert von aufklärerischen Ideen, hatte Humboldt mit seinen Bildungsreformen entsprechende Standards etabliert, die sich die ganze Welt zum Vorbild genommen hatten.

Bei meiner Ankunft 200 Jahre später fand ich ein zwiespältiges Bild vor, der Glanz von einst war offensichtlich verblasst: Von den Wänden bröckelte der Putz,

in den verrauchten Uni-Cafés hockten die Studenten und streikten. Überfüllte Seminarräume und hierarchisch-bürokratische Strukturen ließen mich oft an meinem Traum verzweifeln, den ich dennoch zu Ende träumen konnte. Auf der positiven Seite habe ich viel Freiraum vorgefunden, der mich zur Selbständigkeit erzog, dazu ein riesiges Seminarangebot praktisch zum Nulltarif, vor allem aber eine intellektuell stimulierende Atmosphäre. Schnell war mir klar: Wenn hier auch kein Geld vorhanden war, so doch genügend Zeit – die ich dazu nutzen konnte, Texte zu diskutieren, über ein Problem in Ruhe nachzudenken und um die richtigen Fragen zu ringen.

Ich habe mein Philosophiestudium 2004 abgeschlossen und gehöre somit zu den Letzten, die sich diesen Luxus praktisch grenzenloser akademischer Freiheit leisten konnten. Drohende Studiengebühren, Bachelor-Studiengänge und die Exzellenz-Initiative haben das Studieren und Arbeiten an deutschen Hochschulen beschleunigt, das akademische Leben ist hektischer geworden. Als Doktorand an einer geisteswissenschaftlichen Fakultät bekomme ich das neue Tempo deutlich zu spüren. In meinem Fach, der europäischen Ethnologie, ist es keine Ungewöhnlichkeit, wenn auf einen Professor Dutzende Doktoranden kommen. Die neue Konkurrenz um Geld und Exzellenz erhöht nun nicht nur die Unsicherheit über die eigene Zukunft, die mit der Zukunft und dem Ansehen des Fachs verknüpft ist, sie verschlechtert auch die Betreuungssituation auf absehbare Zeit. Denn von den Professoren wird selbstverständlich verlangt, ihr Fach im Kampf um Aufmerksamkeit und Finanzmittel zu unterstützen, sich in der neuen Rolle als Wissenschaftsmanager zu üben – da bislang keine neuen Stellen geschaffen worden sind, geht das auf Kosten der Lehre (die bei der Exzellenz-Initiative leider keine Rolle spielt).

Die Vermarktung und Verwertung von Wissenschaft steht zurzeit hoch im Kurs, und dies wirkt sich auf das Ansehen der Geisteswissenschaften nicht gerade gut aus.



Die haben einen langsameren Rhythmus sowie andere Arbeitsstrukturen und können nur wenig ›nützliche‹ Resultate vorweisen. Geisteswissenschaftler studieren am Leben vorbei, sie betreiben brotlose Kunst, lautet etwa die Quintessenz einer *Spiegel*-Umfrage unter 25 000 Hochschulabsolventen (*Der Spiegel* 50 vom 11. Dezember 2006). So heißt es dort: »Über den beruflichen Erfolg entscheidet inzwischen vor allem das Studienfach. [...] Während [der Technikwissenschaftler] problemlos in eine vielversprechende Karriere startet, kämpft [die Geisteswissenschaftlerin] als Teil eines hochgebildeten Lumpenproletariats ums Überleben.« Die Studie mit dem Untertitel »Warum so viele das Falsche studieren« – die der *Spiegel* übrigens gemeinsam mit der Unternehmensberatung McKinsey durchführte – bestätigt einen allgemeinen Trend, der sich schwerlich mit Humboldts Idealen vereinbaren lässt: Erfolg gilt inzwischen wie selbstverständlich als eine ökonomische Größe, die sich an der Höhe des Einstiegsgehalts und der Länge des Arbeitsvertrags bemisst.

Der studentische Modellathlet von heute spurtet dementsprechend geradlinig durchs Studium. Er denkt und

*Der studentische Modellathlet von heute spurtet geradlinig durchs Studium. Er denkt und handelt karriereorientiert und findet nebenbei, und sei es nur für seinen Lebenslauf, noch die Muße, sein Geigenspiel zu perfektionieren.*

handelt karriereorientiert und findet nebenbei, und sei es nur für seinen Lebenslauf, noch die Muße, sein Geigenspiel zu perfektionieren. Wenn dabei nicht immer die Zeit bleibt, ein schwieriges Problem gründlich zu durchdenken, bringt ihn das mit seinen Ansprüchen nicht in Konflikt. Nicht Gründlichkeit, sondern Effizienz, nicht Bildung, sondern Karriere heißen die neuen Leitideen.

Um es gleich zu sagen: Ich habe sowohl die Unbilden der Massenuniversität als auch den professoralen Ständedünkel zur Genüge erlebt, um ein Gegner von Hochschulreformen zu sein. Ebenso bin ich überzeugt davon, dass es exzellente Wissenschaftler und Universitäten in Deutschland auch in Zukunft geben soll. Ja, ich glaube sogar an die prinzipiell heilsame Wirkung des wissenschaftlichen Wettbewerbs um Aufmerksamkeit und Geldmittel, der die Wissenschaftler zunehmend zwingt, ihre Labore und Studierstuben einem größeren Publikum zu öffnen. Als teilnehmender Beobachter der Szene erstaunt mich jedoch, wie man in der allgemeinen Betrieb-

samkeit stillschweigend 200-jährige Ideale dem verheißungsvollen Neuen von jenseits des Atlantiks opfert. Wo bleibt die Diskussion über die adäquaten Mittel und Ziele, von denen man sich bei diesen Umstrukturierungen leiten lassen will? Und warum wird die derzeitige Diskussion eigentlich immer reflexhaft auf das Zauberwort ›Elite‹ reduziert, wenn es um die Zukunft der deutschen Wissenschaft geht? Als sei klar, was mit ›Elite‹ oder ›Exzellenz‹ in diesem Kontext gemeint ist.

In dieses Bild passt, dass Politiker wie Wissenschaftler notorisch auf die Wissenschaftlichkeit des Elite-Auswahlverfahrens verweisen – sind Wissenschaftler nicht auch politisch denkende Menschen, gerade wenn es wie hier um Geld und Einfluss geht? Vorerst lerne ich daraus, dass das Vertrauen in die wissenschaftliche Objektivität offenbar auch nach drei Jahrzehnten kritischer Wissenschaftsforschung ungebrochen zu sein scheint. Andererseits haben hier eben nicht irgendwelche Wissenschaftler entschieden, sondern zweifellos herausragende, wie man immer wieder betont (wiederum ohne zu erklären, was das denn genau heißt). Und so dämmert mir, dass die Diskussion um Elite, Spitzenforschung und Exzellenz

den Versuch darstellen könnte, die ehemals sakrosankte Autorität der Wissenschaft wiederherzustellen, nicht indem um Vertrauen geworben, sondern indem es von Auserwählten an eine kleine Gruppe von Auserwählten übertragen wird.

Wenn sich feudale Muster dieser Art mit rein ökonomischem Denken verbinden, wird mir angst und bange. Wie zu lesen war, werden die Sieger des Wettbewerbs von Unternehmen bereits heftig umworben und mit Gratisangeboten gelockt – augenscheinlich entwickelt sich ›Elite‹ gerade zur Dachmarke, mit der man sich erfolgreich profilieren kann. Offen bleibt also die Frage, wie es jenseits des PR-Jargons und modischer Schlagwörter gelingen könnte, über sicherlich notwendige Umstrukturierungen nachzudenken.

Der bisherige Verlauf der Exzellenz-Initiative suggeriert eine Exaktheit des Evaluierens und Bewertens, die einen ausgewogenen Austausch über die Ziele und Werte, die im Spiel sind, bereits im Keim erstickt. Dabei zeigt



mir bereits ein oberflächlicher Blick in die oft widersprüchlichen Wissenschaftsrankings, wie fragil Ranglisten sind und wie abhängig von den angelegten Maßstäben. Was das Beste ist, lässt sich eben nicht objektiv bestimmen, sondern nur durch einen normativen Auswahlprozess. Not täte eine differenzierte Auseinandersetzung darüber, wie sich Bildungs- und Ausbildungsideale

*Welche Elite wünschen wir uns als Gesellschaft überhaupt? Von welchen Experten wollen wir uns als Laien, und das sind wir ja fast immer und überall, belehren lassen?*

vereinbaren lassen, wie adäquate Indikatoren von Erfolg oder Misserfolg aussehen könnten. Denn dahinter stehen wichtige Fragen, die uns alle angehen: Welche Elite wünschen wir uns als Gesellschaft überhaupt? Von welchen Experten wollen wir uns als Laien, und das sind wir ja fast immer und überall, belehren lassen? Wünschen wir uns Wissenschaftler, die andere Perspektiven ernst nehmen, die neugierig sind und fähig, Widersprüche auszuhalten? Oder blicken wir auf Wissenschaftsstars, die einen grenzenlosen Optimismus versprühen und alle Probleme für lösbar halten?

Ich würde den Schritt nach Berlin heute wahrscheinlich nicht noch einmal wagen. Die Stimmung in

Deutschland, wo man den Unterschied zwischen Erfolg und Misserfolg auf den (roten oder grünen) Punkt bringt, ermutigt nicht dazu. Geradlinigkeit und die Fähigkeit zur Selbstpräsentation gelten als unabdingbare Soft Skills, Schlenker im Lebenslauf bestraft in der Regel der Personalmanager. Die mittelfristigen Konsequenzen sind, so fürchte ich, absehbar: nämlich eine Normierung von Kar-

rieren, eine Verarmung der Fächervielfalt und akademischen Perspektiven. Mit der Diversität ginge der deutschen Hochschullandschaft eine wichtige Ressource verloren, um im ökonomischen Jargon zu bleiben.

Wie anfällig Monokulturen sind, haben neben den Ökologen auch die Elite-Hochschulen jenseits des Atlantiks längst erkannt. Die Geisteswissenschaften, gerade auch die Philosophie, die brotloseste aller Künste, weisen dort eine Bedeutsamkeit auf, die man sich hier durchaus zum Vorbild nehmen könnte.

»Läuft man hinter dem Geist her,  
so erwischt man die Dummheit.«  
Montesquieu

»Das Schlimme aber ist, daß alles  
Denken zum Denken nichts hilft;  
man muß von Natur richtig sein,  
sodaß die guten Einfälle immer wie  
freie Kinder Gottes vor uns dastehen  
und uns zurufen: da sind wir!«  
Goethe



Birger P. Priddat

## Macht Beratung Elite?

Politische Beratung dient zum einen der Entscheidungsvorbereitung, zum anderen gehört sie zum Ritus der demokratischen Zeremonie: Sie dient der Ausweisung von Macht, die darin besteht, über Budgets zu verfügen.

Eliten sind in Demokratien Mitglieder jener Gruppierungen, die über Budgets verfügen, die sie für Beratung verausgaben. Was und wie beraten wird, ist zweitrangig im Verhältnis zur performativen Demonstration des Beratenwerdens. Wer sich beraten lässt, stellt unter Beweis, dass er sich beraten lassen kann. Damit zeigt man zudem indirekt eine gewisse Unabhängigkeit von Lobbys und Interessenverbänden, deren Beratungen ja permanent und gratis in die Politik einfallen. Man hat die (Budget-) Macht, sich unabhängige Berater einzukaufen. Das sind Macht-Zeichen, Insignien der Macht.

Das ist weniger, als man erwartet, wenn man das Wort ›Elite‹ verwendet. Doch öffnet sich der Zugang zu dieser Verfügungsmacht nur wenigen. ›Elite‹ ist dann der Name für das Rekrutierungs- und Filtersystem dieses Zugangs, inklusive seiner ›Governance‹.

Nicht der Inhalt der Beratung, sondern ihr Umfang und die Reputation des Beraters zeigen die Macht, über Budgets zu verfügen, indem demonstriert wird, dass für Beratung viel Geld ausgegeben wird. Das scheint allen demokratischen Normen zu widersprechen, aber budgetäre Verfügungsmacht ist echte demokratische Macht, weil sie legitimiert auftritt.

Wenn man Verfügungsmacht hat – und die über das Budget stellt die höchste Form dieser Verfügungsmacht dar –, dann ist sie nicht in jedem Punkt gebunden, sondern partiell frei. Diese Freiheit nutzt die Politik, die sich darin als mächtig erweist, Lösungen zu kaufen, die sich andere nicht leisten können.

Beratung munitioniert die politische Rhetorik. Man hat, dermaßen gewappnet, die besseren Zahlen, den besseren Auftritt, die bessere Brille, Frisur oder Kleidung. Diese Abkehr von der Habermas'schen Diskurswelt tritt

auf als Inszenierung des Diskurses (als Issue Management): Politische Beratung ist – so gesehen – die operativ-ästhetische, argumentative und rhetorische Aufrüstung eines nach eigenen Regeln ablaufenden Diskursprozesses.

Politische Eliten arbeiten auf der Bühne: Sie gleichen Schauspielerensembles, deren Mitglieder immer wieder ausgetauscht werden, damit das Stück, das sie spielen, erfolgreich bleibt.

Eliten sind Klubs, die nicht nur Karrierechancen eröffnen oder ebendiese ihren Mitgliedern garantieren, sondern sie machen auch Misserfolge unsichtbar, und zwar durch Versorgungsseitenausstieg. Diese Klubs kooptieren Mitglieder. Wer Mitglied ist, bekommt auch ein Amt. Man arbeitet zunftartig, weshalb in den – klassischen – Eliten wenig Konkurrenz herrscht.

In demokratischen Verfassungen organisieren sich Eliten parteiisch. Der Wechsel von einer zur anderen Partei ist nicht selbstverständlich; er verstößt noch gegen den ›Ésprit du corps‹. Folglich fraktionieren Eliten, bilden Diversitäten und Klubmannigfaltigkeiten.

Das Risiko der Politiker erhöht sich in den modernen Eliten. Deshalb versuchen sie, die Zugänge zu Ämtern zu maximieren. Das hat zwei Folgen:

Zum einen wird zunächst der Konkurrenzkampf um Ämter eröffnet. Diese Konkurrenz produziert zum anderen einen medialen Wettbewerb, um Aufmerksamkeit zu akkumulieren – für die Netzwerkdimension und im Blick auf die *nach-aktive* Phase. Die Political Governance wird also daraufhin beobachtet, wer netzwerkfähig ist, wer Ämter zu verteilen vermag.

Das bedeutet: Beratung erweist sich eher als ein Geschäft der Aufmerksamkeitssteigerung und weniger als eines der Beratung im inhaltlich-politischen Bereich. Das bedeutet zudem: Moderne Politiker können sich nicht mehr auf Elitenvereine verlassen, die ihnen ihre Versorgung über die Versorgung mit Ämtern sichern. Deshalb



vertrauen sie systematisch nicht ihren Parteien, sondern nur den Netzwerken, die sie selber bedienen und aufgebaut haben, gegebenenfalls quer zu ihren Parteien. Sie wollen Ämter unabhängig von der Patronage, weil die Opportunismuskosten zu hoch sind und im Übrigen auch die Risiken, dennoch nicht honoriert zu werden. Als Resultat wird eine schnellere Ämtermaximierung als zuvor angestrebt. Fazit: Strategie verfällt, und Myopie – also eine kurzsichtige Taktik – wächst.

Der Wettbewerb der Politiker um mediale Aufmerksamkeit destruiert die Elite-Bindungen; Wettbewerb ist ein Gegenprinzip zum Elite-Corps. Deshalb haben wir es heute in der Politik vornehmlich mit temporären oder sogar virtuellen Eliten zu tun: auf Zeit projektierten Zweckverbänden, die einander während bestimmter Zeitabschnitte unterstützen, um dann wieder in Konkurrenz gegeneinander zu treten.

Man kann diese Anforderung als Netzwerkanforderung beschreiben. Weil niemand mehr zu einer Elite gehört, die sich über ein Selbstbewusstsein plus Bildung definiert, sind Eliten heute Führungsüberforderungen, die durch Beratungen kompensiert werden. Daran ist offensichtlich erstaunlich, dass die Beratung nicht durch die Elite selbst erfolgt, sondern durch externe Berater, die sich, wegen der Nähe zur Macht, selber als Elite gerieren.

Man kann es abschließend so formulieren: Berater sind Koalitionspartner im politischen Raum (ohne selber politisch zu sein), die weder um Stimmen noch um Ämter konkurrieren. Folglich kann mit ihnen nicht-taktisch und nicht-politisch kommuniziert werden. Ihre realen Transaktionskosten sind geringer als die ›Kreditverträge‹, die in den Politiknetzwerken untereinander geschlossen werden: »Unterstütze mich jetzt, dann wird es dir später in Form eines Amtes ausgezahlt, wenn *wir* die Macht haben, über Ämter zu verfügen.« Solche Kopplungsgeschäfte sind Loyalitätskäufe, die – obschon informell – reelle Wirkung haben. Sie sind die moderne Verlängerung von vormoderner Gefolgschaft und deshalb auch der einzige residuale Eliten-Mechanismus, den wir in vivo noch vorfinden.

Mit den Beratern kommen unmittelbare Markttransaktionen ins Politikgeschäft: Beratungsleistung gegen unmittelbare Bezahlung. Weder Vertrauen noch Loyalität werden ›gekauft‹, sondern reelle Leistungen: entweder Lieferung von Konsensformeln, von Maklermacht oder Performanz der Budgetmächtigkeit, sich Berater leisten zu können.

Diese Inklusion von Marktlichkeit bedeutet eine Exklusion von Politik im Kernbereich der Politik. Politiker wollen mit Nichtpolitikern kommunizieren, um Varianz zu erzeugen und um einfach andere Sichtweisen und Beurteilungen zu erhalten. Beratung ist Milieuwechsel innerhalb des Milieus ebenso wie Kontextwechsel. Aber sie ist auch ein klares Zeichen für die Obsolenz von Eliten: Denn wo sie auf Beratung angewiesen sind, sind sie nicht mehr bei sich selbst, ohne die Gelassenheit in der Macht, welche die klassischen Eliten auszeichnete.

Wenn Elite heißt, die Macht wie ein Verfügungsrecht zu haben, haben wir keine Eliten mehr, denn jene, die in der Politik in Führung gehen, leben in temporärem Konsens, in temporären Netzwerken, in Kontingenzzräumen, welche die Teilhabe an der Macht weder sichern noch gewährleisten. Deshalb haben die Führungskohorten Sekundärstrategien entwickelt, die sie als Elite abschaffen, aber dafür Ämter sichern. Die Netzwerkstrukturen, die das Sichern der Ämter betreiben, beginnen zunächst im Raum der Politik ihre Wirkung zu entfalten, etwa bei der Besetzung von politischen Positionen und Wahlämtern; danach wirken sie im rückwärtigen Raum der politischen Nachversorgung: bei Verbänden, in kommunalen Einrichtungen oder Bundesgesellschaften, in ›outgesourcten‹ Bundes- oder Kommunalunternehmen und verwandten Institutionen, aber auch in wirtschaftlichen und unternehmerischen Bereichen. Diese Netzwerke sind klubförmig strukturiert, aber nicht eliteorientiert. Sie versorgen die Politiker mit Ruhepositionen – postelitär – *nach* ihren Führungserfahrungen.

So entwickeln sich *Quasi*-Eliten, mit enger Netzwerkverbundenheit und Klubcharakteristik, die nicht die Machtausübung priorisieren, sondern die Erhaltung und den Gewinn von Ämtern nach der Macht (selbst dann, wenn sie auf dem Feld der Politik versagt haben). Eliten, kann man resümieren, sind Netzwerkvereine zur Machtausführung mit Rückversicherungsstrategem. Die Macht ist eher das transitorische Ziel, das spätestens dann, wenn die Machtposition gefährdet ist oder die Macht einer Regierung erodiert, in das eigentliche Ziel mündet: Versorgung mit Ämtern nach der Macht (Rentseeking). Die Macht, die dann im postelitären Bereich ausgeübt wird, ist machtlos, aber versorgungssicher.

Rainer Maria  
Kiesow

## Riskante Forschung. Eine Rede im Wissenschafts- förderungscentralinstitut

»Hochgeehrte Versammlung! Ich bin am Schlusse meiner Ausführungen. Ich habe es gewagt, Sie zu den Grundfragen unserer Wissenschaft und zu den letzten Quellen des Rechts selbst hinzuführen, damit aber auch zu dem Punkte, an welchem sich das Recht mit dem allgemeinen Menschentum berührt. Möchte das Wagnis nicht allzu kühn gewesen sein; möchte es mir geglückt sein, gerade Ihnen, meinen heutigen Zuhörern, diesen Zusammenhang zwischen Recht und Menschentum und Menschlichkeit näher zu bringen und in Ihnen eine verständnisvolle Teilnahme für das zu erwecken, was das Recht ist und was die Rechtswissenschaft sein soll. Möchte heute nicht wiederum, wie vor Jahren, das vernichtende Urteil gefällt werden: ›Ja, die Juristen verstehen es doch immer, Dinge zu bringen, die anderen Leuten fern liegen.«

So schloss die Jenaer Rede Richard Loenings mit dem Titel »Über Wurzel und Wesen des Rechts«. Vor 100 Jahren. In der Zwischenzeit ist die Wissenschaft Zeugin eines anfangs schleichenden, dann beschleunigten und schließlich totalen Verlusts geworden. Das Wagnis ist am Ende. Wer heute noch vom kühnen Wagnis eines philosophischen Nachdenkens, einer soziologischen Theoriebildung, einer rechtshistorischen Interpretation redet, wird ungläubig beäugt. Kühnheit und Wagnis sind Vokabeln einer vergangenen Lexik.

Der Naturwissenschaftler darf ohnehin nicht zu viel wagen, denn sonst könnte es gefährlich werden, und dieser Potentialis macht Angst. Eine Angst, die naturgemäß schlecht ist für die Schnittstelle ›Wissenschaft und Gesellschaft‹. Gen- und Atomforschung, aber auch Rattenmord und Affenqual – das schmeckt dem Volk nicht. Geheimnisvoll, nanonah und makrofern, sind die Welten der Natur längst nicht mehr ein Risiko für den Forschenden. Es ist lange vorbei, dass der Wissenschaftler sich selbst im Dschungel oder auf See einer unmittelbaren Gefahr aussetzte. Das Risiko der Forschung betrifft heute die Umwelt des Forschers. Was wird werden, wenn wir Gen-

mangos essen und Biochips in unseren Venen Wache schieben. Naturwissenschaft zeitigt Folgen, zieht Risiken nach sich, kann Angst machen.

Geisteswissenschaften hingegen können niemandem Angst machen, so zwecklos, orientierungslos, fruchtlos sind sie. Dieser wunderbare Zustand, diese geradezu paradiesischen Voraussetzungen für freies Denken haben dieses freie Denken aber gerade nicht zur freien Entfaltung kommen lassen. Der Geisteswissenschaftler darf heute gar nichts mehr wagen, denn sonst könnte es gefährlich werden, nicht wie bei den Naturwissenschaften für die – in Geistesdingen wahrhaft angstfreie – Gesellschaft, sondern für ihn selbst, sein Auskommen, sein Fortkommen, seine Karriere. Um diese geisteswissenschaftliche Risikovergessenheit geht es hier.

Warum gibt es in den Geisteswissenschaften keine Wagnisse mehr? Das Abenteuer des Denkens ist an sein Ende gelangt. Forschung findet fast nur noch in Form von Antragsforschung statt. Vorbei die Zeiten, als man am Denktisch saß, las und schrieb. Allein mit der Welt des Geschriebenen, des Gezeichneten, des Komponierten. Heute muss erst die Bedingung dafür geschaffen werden, um es sich leisten zu können, irgendwo zum Behufe des Nachdenkens zu sitzen. Das Nachdenken konzentriert sich mehr und mehr auf die Frage: Was muss ich tun, um nachdenken zu können? Schaffung der Bedingungen der Möglichkeit des Nachdenkens – darüber wird nachgedacht. Und dieses Nachdenken ist schwierig, kompliziert, komplex.

Die Sache – sagen wir: Wurzel und Wesen des Rechts – ist nebensächlich. Entscheidend ist das, was der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft für entscheidend hält. Und der hält naturgemäß das für entscheidend, was aus den Vereinigten Staaten von Amerika kommt. Und was könnte entscheidender sein als der Präsident dieser Staaten. Wobei es auch einmal der unmittelbare genetische Nachbar, also der Bruder des Präsidenten sein darf.





Jeb Bush, einer der größten Arithmetiker aller Welten und Zeiten, hat den Satz gesagt, den sich der deutsche Wissenschaftspräsident jüngst in seinem Wissenschaftsmagazin zu eigen gemacht hat: Es kommt darauf an, »to nurture the creative class« (*Max Planck Research* 1/2006, S. 4). Das ist wahrlich die Mutter aller Forschungssätze. Dem deutschen Geisteswissenschaftler ist natürlich schon lange klar, dass es nicht ausreicht, einfach dazusitzen und zu warten, bis ihm der kreative, nachgerade geniale Gedanke vom Himmel in den Schoß fällt. Darauf zu warten wäre viel zu riskant – nicht auszudenken, wenn seine Anziehungskraft für die Idee hoch droben einfach nicht ausreichte und bei der ganzen Sache – also dem geistigen Herumsitzen – nichts herauskäme. Nein, auf die eigene Weltspitzenposition auf Arbeitszimmerniveau, auf die Exzellenz im Maß der kunstledernen Schreibunterlage kann sich der arme Geistesarbeiter nicht mehr berufen.

Jeb Bush und der Präsident der deutschen Maxi-Wissenschaft haben recht: Es muss aufgerüstet werden, die kreative Klasse muss zur Kreativität gestopft werden. Nicht *foie*, sondern *foie gras*. Also: Spitze, Welt, Innovation, Relevanz, Lösung, Jugend, Schaffen, Erhalt, Produktion, Interdisziplinarität, Wettbewerb, Einsatz, Netzwerk, Kompetenz, Wissenstransfer, Qualifizierung, Strategie, Kooperation, Verbund, Projekt, Ergebnisse, Zukunft, Galaxieziplinarität – ich bin Einstein, oder wenigstens: Max Weber.

Der deutsche Stopfgeisteswissenschaftler ist auf dem Weg zum Erfolgsprodukt. Lauter neue Max Webers werden zwar nicht dabei herauskommen. Aber immerhin blüht die Max-Weber-Forschung. Eine Tagung jagt die nächste, die Sammelbände türmen sich. Und in der Sonder(hoch)schule mit dem Sonderforschungsbereich ›Land und Herrschaft‹ werden gar Verbindungen zu den Forschungen über das Charisma der Bandenführer in brasilianischen Favelas hergestellt, im Netz mit Überlegungen zur Rechtsnatur des Gruppenschwurs. Es wächst zusammen, was nie zusammengehörte.

Der Spitzengeisteswissenschaftler hat die Welt seines Arbeitszimmers und seiner Schreibunterlage längst verlassen. Der Sonderforschungsbereich und die Eurokonferenz der European Science Foundation sowie der Europäischen Kommission haben seine ganze Kraft gefordert. Die Idee, sein Einfall ist unter dem notwendigen Beschuss durch die Ideen seiner benetzten Forscherkollegen eingestürzt. Das Projekt ist eine monströse

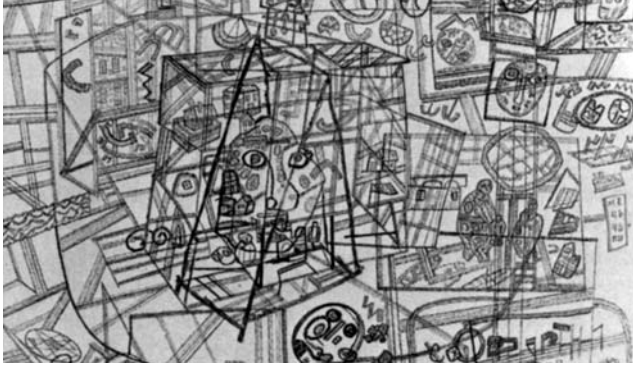
Ideenschmiede geworden, in der die Einfälle zerschmelzen. Der projektgemäße, internationale, transdisziplinäre, innovative Hochtemperaturreaktor, von Traditionalisten renitenterweise noch Sammelband geschimpft, wird Zeugnis davon ablegen, dass alles berücksichtigt, nichts ausgelassen – also nichts gewagt worden ist. Der Ausbund von Unvereinbarem, die Apotheose des Zusammenhanglosen, die Addition der Ergebnisse werden zur Methode.

Sind die Ergebnisse überzeugend? Ergebnisse – das Management verlangt sie jeden Tag, damit der Prozess des Immer-mehr-Habens nicht ins Stocken gerät. Die Fragen ergeben sich den Antworten. Das Resultat löscht die Frage. Es kann durch die Verwalter des Kapitals und des sich ergebenden Wissens eingeordnet werden in das Korpus des Vermögens und des wissenschaftlich Erkantten. Die parallele Orientierung von Wirtschaft und Wissenschaft am Ergebnis ist nicht überraschend, sind doch beide am Erreichen interessiert. Am Erlangen von Wert die eine, am Erlangen von Wahrheit die andere. Fragen können hier nur ephemere Passagen im Reich der ergebnissüchtigen Effizienz sein. Die *Zusammenfassung* wird zum Dreh- und Angelpunkt.

Kafka schrieb einst: »Der wahre Weg geht über ein Seil, das nicht in der Höhe gespannt ist, sondern knapp über dem Boden. Es scheint mehr bestimmt stolpern zu machen, als begangen zu werden.« Fragen sind solche Stolperfallen – sie unterbrechen den Gang der Erkenntnis. Sie halten auf, verschieben den Horizont des Wissens, und wenn sie profund sind, schieben sie ihn auf bis zu Sankt Nimmerlein. Wurzel und Wesen des Rechts. Warum Gesetze? Das sind Fragen, die Juristen *und* Nichtjuristen am bequemen Weitergehen hindern können. Ein forschungsantragsmäßiger Sammelband wäre hier lächerlich. Hier könnte man sich nur hinsetzen, nachdenken, lesen, schreiben – allein.

Aber Monografien gibt es kaum noch. Die Habilitation, die Fabrik eigenständiger monografischer Geistesarbeit, wird geschlossen. Das Risiko, nicht zu wissen, was rauskommen wird beim Nachdenken, kann kaum noch eingegangen werden. Die Projekte, die Hunderttausende schweren Projektforschungen wissen immer schon, was rauskommen wird. Wissen sie es nicht, gibt es kein Geld, keine Förderung.

Fassen wir zusammen: In den Geisteswissenschaften ist das natürliche, unvermeidliche, wunderbare, althergebrachte Risiko des Forschers, eine Idee (zu Wurzel und



Wesen des Rechts) zu haben oder zu bekommen, diese Idee langsam zu verfertigen oder zu verwerfen und schließlich in einem Buch zu veröffentlichen, vernichtet. Welch absurder Gedanke, sich einfach hinzusetzen und loszudenken. Dafür bekommt niemand eine Förderung. Heute ist das Risiko der Forschung eingehegt im antragsgemäßen stilisierten Kollektivprojekt.

Dem Wissenschaftsparadigma der Naturwissenschaften hinterherhechelnd, beinahe atemlos, werden auch in den Geisteswissenschaften die Ergebnisse erwartbar hingrichtet. Im Antrag weiß die Forschergruppe immer schon, wohin die Forschungsreise gehen wird. Als ob es Neues nicht zu entdecken gäbe. Da aber das Neue unbekannt ist, sonst wäre es nicht neu, kann man es nicht benennen. Das Neue und Unbekannte ist seit jeher das Risiko der Forschung gewesen – für den Forscher. Wird es mir gelingen? Was (und wie) auch immer. Heute soll dieses Risiko minimiert werden. Gefördert wird nur, was Ergebnisse mit einiger Sicherheit erwarten lässt. Mit anderen Worten: Das Risiko der Forschung ist zum Risiko der Forschungsförderung geworden.

Riskante Forschung, auch wenn sie überall propagiert wird, kommt dabei unter die Räder. Nähme man das alte Risiko der Forschung (nämlich nichts herauszubekommen oder alles herauszubekommen oder etwas herauszubekommen oder etwas ganz anderes herauszubekommen) ernst, müsste das ausgefeilte Antragswesen radikal umgestellt werden. Nicht mehr die Wahrscheinlichkeit des (Forschungs-)Erfolgs, sondern die Unwahrscheinlichkeit des (Forschungs-)Erfolgs müsste in den Vordergrund gerückt werden. Über den gegenwärtig erwartbaren Erfolg eines derartig konzipierten (Forschungs-)Antrags braucht nichts weiter gesagt zu werden.

Hochgeehrte Versammlung! Ich bin am Schlusse meiner Ausführungen. Ich habe nichts gewagt. Anstatt Sie zu den Grundfragen unserer Wissenschaft und zu den letzten Quellen des Rechts selbst hinzuführen, und damit zu dem Punkte, an welchem sich das Recht mit dem allgemeinen Menschentum berührt, habe ich Sie mit Konsiderationen gelangweilt, die nichts als ein Wurmvorsatz der Wissenschaft sind und dem Forscher eigentlich fernliegen sollten. Nein, kein kühnes Wagnis, kein wildes Denken, keine grundstürzende Interpretation, nicht einmal der Hauch kühler Subjektivität ist Ihnen hier begegnet.

Mein Leben besteht schon seit Langem darin, diese traditionellen Attribute des wissenschaftlichen Daseins bei mir auszulöschen – um Ihnen zu gefallen und Ihre ge-

neigte Großzügigkeit in Geldangelegenheiten anzuregen. Manchmal jedoch ertappe ich mich bei dem Gedanken, dass es doch schön wäre, wenn jedes Jahr eine charaktervolle Persönlichkeit Forscher zur Förderung bestimmen könnte. Ohne Anträge, ohne Pläne, ohne Beteiligung von Young oder Old Researchers, ohne Added European Value, ohne erwartbare Erträge, ohne die alte Schalmei der Objektivität. Nein, eine Förderung aus dem bloßen Schoße der Subjektivität. Oh, ich weiß, diese bei Künstlern nicht unbekannte Förderungsmethode wird bei Ihnen nicht auf Gegenliebe stoßen. Das Gespenst der Willkür lugt schon zum Fenster herein. Das Risiko wäre zu groß. Was soll nur aus etwas werden, von dem man nicht weiß, was daraus werden soll? Dabei sollte gerade Ihnen, meinen heutigen Zuhörern, der Zusammenhang von Persönlichkeit und Wissenschaft, von Subjekt und Forschung, von Originalität und Denken, von Freiheit und Risiko bekannt sein.

Ich weiß, hochgeehrte Versammlung, Sie sind nicht zum Träumen da, deswegen jetzt endgültig Schluss mit den Subjektivismen, die nur allzu richtig seit Langem als unwissenschaftlich und damit auch förderungswidrig entlarvt worden sind. Ich werde wieder an meine Forschungsantragsproduktionsstätte zurückkehren, um für die Mitglieder im zu gründenden internationalen und interdisziplinären Forschungsverbund »Europäische Hundesteuerverordnungen zwischen Monarchie und Demokratie. Theorie und Praxis im Lichte der Unterscheidung von Mensch und Tier« Gelder zu akquirieren.

Möchte es mir, für diesen Augenblick wenigstens, geglückt sein, Ihnen den Zusammenhang zwischen Wissenschaftsantrag und Antragsmenschentum und Menschlichkeit näher gebracht und in Ihnen eine verständnisvolle Teilnahme für das erweckt zu haben, was Wissenschaft ist und was die Wissenschaftsförderung sein soll. Sehr groß ist meine Hoffnung nicht (nicht Ihre wegen natürlich, sondern nur wegen der Umstände unserer blühenden Wissenschaftsantragslandschaften).

Doch so wenig realistisch die Hoffnung auch sein mag, dass riskante Forschung einst auf riskante Forschungsförderung treffe, ist sie indes mitnichten gänzlich unrealistisch, lodert doch das revolutionäre Feuer selbst auch nur in einer bloßen, nackten Hoffnung, der Hoffnung, zu gewinnen. Möchten Sie also davon absehen, wie seit jeher das vernichtende Urteil zu fällen: Ja, die Rechtswissenschaftler verstehen es doch immer, Dinge zu bringen, die anderen Leuten fernliegen.



Martin Korte

## Zwischenräume. Oder wo sind die Normmaße?

»Brigitte« 24/2006, Leserbrief zu dem Artikel »Wo sind die Normmaße?«: »Super Titel, eifrig nachgesehen! Aber was ist das? Ich bin nicht klein, ich bin nicht kurvig, auch nicht zierlich und schon lange nicht groß. Ich bin einfach normal: 170 cm groß und 68 kg schwer. Wo bin ich und wo ist der Rest, der mit diesen Normmaßen ›leben muss?«

### Messen ist Wissen

Wissenschaft hat ihre eigenen Mess- und Belohnungssysteme. Dazu gehört vor allem die Anerkennung durch andere Wissenschaftler – von denen als ›exzellent‹ bezeichnet zu werden ist des wissenschaftlichen Dieners höchster Lohn (Firmengründungen ausgenommen). Mit der Exzellenz ist es allerdings so eine Sache: Man bekommt sie angehängt und wird sie dann nur schwer wieder los, und hat man sie nicht, will man sie haben. So verwundert es nicht, dass 83 Prozent aller deutschen Professor(inn)en sich im Vergleich zu ihren Kollegen für überdurchschnittlich gut halten ...

Wissenschaft muss nachvollziehbar ›messbar‹, also objektivierbar sein, ob es die Energie eines Elementarteilchens im Beschleuniger oder ob es eine verborgene Quelle eines römischen Historikers betrifft. Aber ist deshalb auch wissenschaftliche Exzellenz messbar, gar skaliert in der nach oben hin geschlossenen Exzellenzskala? Exzellenz wird immer und überall vergeben, nur: Wie macht man sichtbar, was diesen Entscheidungen zugrunde liegt?

Es leuchtet ein, dass nicht alles exzellent sein kann – nicht nur, weil es keiner bezahlen könnte, sondern vor allem, weil es den Begriff aushöhlen würde. Ähnlich wie die Schönheit ist wissenschaftliche Exzellenz nicht nur eine Sache des Verstandes, sondern ebenso eine des Geschmacks wie der Empfindung. Exzellenz ist eben nicht auf die gleiche Weise auslotbar wie die Höhe eines Turmes. Das bedeutet aber nicht, dass wir sie nicht ständig im wissenschaftlichen Miteinander vermessen. Entspre-

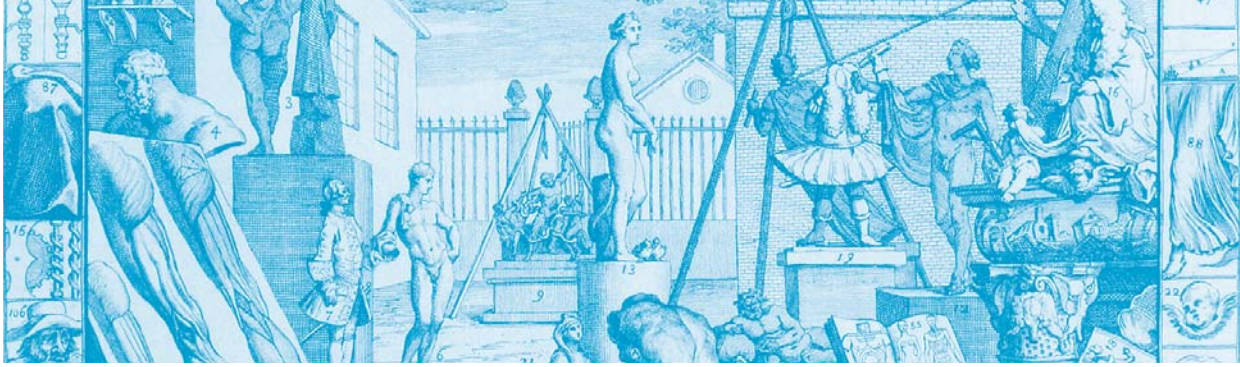
chend ist ›Exzellenz‹ ein dünnhäutiger Begriff, der zerlöchert wird, wenn man ihn einer rein quantitativen Prüfung unterzieht. Wie zum Beispiel misst man eine geniale Idee? Genial ist etwas immer nur vor, in und nach einem bestimmten geschichtlichen, kulturellen und technologischen Kontext – genial *ist* man nicht, auch dann nicht, wenn man es von sich glaubt, sondern es wird einem von anderen zugeschrieben.

Am ehesten kann man Exzellenz innerhalb eines Faches zuschreiben. Die Kollegen ›wissen einfach‹, wer sehr gut ist – zumindest in Fächern, in denen es große Preise gibt. Man muss sich bei der Zuweisung von Exzellenz eben überlegen, ob der- oder diejenige für den Nobelpreis infrage käme. Aber wie beurteilen Fächer, in denen es solche anerkannten Auszeichnungen nicht gibt, die Qualität ihrer Kolleginnen und Kollegen? Es ist ja nicht so, dass es in diesen Fächern keine ständige Einschätzung gibt, wer denn exzellent sei oder nicht. Aber die Meinungen konzentrieren sich nicht unbedingt auf bestimmte Personen, sondern streuen breit (und das erweist sich in konsensbezogenen und auf abstimmbare Mehrheiten hin ausgerichteten Kommissionen als ein struktureller Nachteil). Noch schwieriger wird es, über die Fächergrenzen hinweg zu vergleichen; hier verliert das Exzellenz-Wort seinen Bezugsrahmen, denn wie soll man die Leistung eines Mathematikers mit der eines Soziologen oder Biologen vergleichen?

### Vernormung ist Verkorkung

Und hier beginnen die Probleme, sobald implizites Wissen objektivierbar gemacht werden soll. Verschiedene wissenschaftliche Fächerkulturen haben ihre eigenen Gesetze, Regeln und Manieren, die in anderen wissenschaftlichen Kulturkreisen manchmal nur schwer verständlich, manchmal eben fehl am Platz sind. Und diese zu globalisieren und zu egalisieren, um sie dann zu normieren, birgt die Gefahr in sich, ganze Kulturlandschaften durch die





Förderstrukturen zu verändern – sicher nicht immer zum Schlechten, aber doch weitgehend nicht intendiert. Vernormung begegnet uns dabei überall. Als Vernormer tritt etwa die Politik auf, die ihren Einfluss auf ›die Wissenschaftsbetriebe‹ steigern und mit ›deutscher Exzellenz‹ werben will. Hier ist es absurd zu hören, die Wissenschaft hätte es geschafft, ohne politische Beeinflussung die Superstars unter den deutschen Unis zu prämiieren, wo doch das ganze Verfahren ein politisch initiiertes war.

Entscheidend ist vielmehr, dass dadurch eine ganze Maschinerie von DIN-Normen angeworfen wurde, welche die Bedeutung des Antragswesens, der Evaluation, der Selbstvermarktung und der Administration generell erhöht und verdichtet. Damit einher geht der Versuch, über Normierungen nachvollziehbare Verfahren zu etablieren und damit konkurrenzgetriebene Strukturen verstärkt in ›die‹ Wissenschaft einzuführen. Was man gewinnt, ist klar: Geld und Prestige – aber die Kosten sind schwieriger zu ermitteln. Fragen wir uns also: Was läuft Gefahr, verloren zu gehen?

*Erstens: Arbeitszeit für die Forschung oder für die Lehre;* denn auch Wissenschaftler, selbst exzellente, können ihre Zeit nur einmal ausgeben; wer Anträge schreibt, sich evaluiert oder anderer Leute Anträge liest oder diese evaluiert, kann in dieser Zeit nicht forschen oder lehren.

*Zweitens: Die Autonomie des einzelnen Wissenschaftlers.* Manchmal sind eben gerade die guten Ideen gegen das Lehrbuchwissen des Faches gerichtet, und dieses zarte Pflänzchen der Rebellion vermag man schwer in Exzellenz-Normierungsverfahren zu identifizieren. Jede Suche ist risikobehaftet und in seiner Anlage bis auf Ausnahmen zum Scheitern verurteilt. Aber: Gerade im klugen Scheitern liegt oft eine wichtige Erkenntnis.

*Drittens: Die Diversität der verschiedenen Fächerkulturen,* die kein notwendiges Übel darstellt, sondern einen konstituierenden Bestandteil des Wissenschaftsbetriebes. Gerade weil sich Arbeitsmethoden, Publikationsarten, Denkstile und Weltsicht zwischen Geistes-, Natur- und Sozialwissenschaften so stark unterscheiden, sind die verschiedenen Disziplinen besonders wichtig auch und gerade in Zeiten interdisziplinärer Betrachtungsversuche.

Zu den guten, aber kaum zu normierenden Eigenarten (Manieren) der Wissenschaft(en) gehören Freiheit, Methodenpluralismus und gedankliche wie thematische Vielfalt. Nun können in einem streiflichterartigen Gegenwartsgewimmel immer nur wenige Themen exzellent sein – wenn jeder Spitze (Elite) ist, verliert sich Spitze in

Breite; und Breite hat Tiefe, aber keine Höhen, und gerade das soll ja nicht gefördert werden. Entsprechend können Modethemen zu Modetrends werden, weil nur dort, wo Mode ist, auch Geld fließt.

Mode? Es mag überraschen, von Mode auch in der Wissenschaft zu sprechen, weil diese allein der Wahrheit verpflichtet ist – und natürlich zählt sich selbst nie ein Wissenschaftler zu einem Modethemengebiet gehörig. »Moden dienen nicht nur dem schönen Schein, sondern sie befördern immer auch eine Angst, die sie zugleich zu bewältigen vorgeben: die Angst, den Anschluss zu verpassen [...]« (Klaus Laermann im *Campus-Knigge*, S. 130). Neben dieser ›Angst‹ ist das Problem mit Moden, dass sie kaum mehr begründungsbedürftig erscheinen, »sie bieten den Schein von Innovationen, die gleichzeitig individuell gelten und kollektiv wirken« (ebd.). Auch hier unterscheiden sich Naturwissenschaften von Sozial- und Geisteswissenschaften, da Erstere Zitierhäufigkeit honorieren und so Moden zu ›Schwerpunkten‹ umdefinieren, während ein Modeverdacht durch Letztere eher geächtet wird.

Wie kann verhindert werden, dass neben dem Mainstream keine anderen Flüsschen mehr fließen, ohne freilich auf Exzellenz verzichten zu wollen? Es geht bei den hier beschriebenen Kosten einer ›Exzellentitis‹ um jene Zwischenräume, die bleiben müssen, um eine komplette Vernormung von Wissenschaft zu verhindern. Natürlich sollen Normen und Regeln sinnvoll eingesetzt werden. Auf diese Zwischenräume leise hinzuweisen soll keineswegs zu einem Regelnihilismus auf dem Altar der Wissenschaften führen, sondern den Raum betonen, den die Normierung offenlassen muss, weil sich eben nicht alles ›normiert‹ regeln lässt. Aber die Größe dieser Zwischenräume macht eben auch einen Teil der Größe von Wissenschaft(en) aus.

Darüber hinaus kommt es beim Vermessen eben auch auf den Kontext an. Es ist etwas anderes, ob Kollegen (Peers) die Exzellenzskala bedienen oder ob über Grenzen hinweg größere Einheiten evaluiert werden. So wurden in jüngster Vergangenheit Universitäten als monolithische Einheiten vermessen, als Ganzes sollten sie exzellent sein (oder eben nicht-exzellente – eine oft vergessene notwendige Folge dieser Labelvergabe). Allerdings wurde nicht die Lehre vermessen, sondern die Forschung, aber die lässt sich eben nur schwer auf eine Note für eine Universität festlegen; geforscht wird in Instituten, an Schreibtischen, jedoch nicht an ›der‹ Universität, denn an der wird gelehrt – das aber wurde nicht vermessen.



### Matthäus-Prinzip

»Denn wer da hat, dem wird gegeben werden, dass er Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat. Und den unnützen Knecht werft in die Finsternis hinaus; da wird sein Heulen und Zähneklappern.« (Matthäus 25,29)

»Und wer viel publiziert, der kriegt auch mehr Preise und Gelder und kann sich noch mehr Hilfskräfte und Doktoranden und Forschungsassistenten leisten und damit noch mehr publizieren und noch mehr Preise und noch mehr Gelder erhalten und davon noch mehr und mehr und mehr und mehr und mehr ...« (Alexandra M. Freund im *Campus-Knigge*, S. 127)

Der »Matthew Effect in Science« wurde bereits 1968 von Robert K. Merton beschrieben – übrigens komplett auf Daten basierend, die Harriet Zuckerman erhoben hat (Gattin und Mitarbeiterin Mertons, deren Mitwirkung zunächst unerwähnt blieb). Die Studie ist mithin selbst ein Beleg für das »Matilda-Prinzip«, das lautet: Wissenschaftsleistungen von Frauen werden häufig Männern zugeschrieben, und Frauen werden weniger zitiert als ihre männlichen Kollegen – Letzteres gilt übrigens ebenso für Finnen, wie man leicht aus deren zungenbrecherischen ä-lastigen Namen ersehen kann (und wie es selbstkritisch das Wissenschaftsmagazin *Nature* feststellen musste). Mertons Matthäus-Prinzip-Analyse zielt vor allem auf die Mechanismen des Belohnungssystems in der Wissenschaft und darauf, wie aus leichten Ungleichgewichten (einer guten Publikation, einem wichtigen Preis) bestimmten Kollegen überproportional viel Akzeptanz entgegengebracht wird. Dieses Prinzip besagt weiter, dass bekannte Autoren häufiger zitiert werden und dadurch noch bekannter werden (»success breeds success«), auf Kosten übrigens von eigentlich gleichrangigen Kollegen – von Finninnen ganz zu schweigen. Die überproportionale Zitierung und Aufmerksamkeit auf wenige Personen beeinflusst dann zukünftige Evaluationen, Forschungsanträge, Publikationen und Positionen positiv – »einmal Nobelpreisträger, immer Nobelpreisträger« (Merton).

Ein schönes Beispiel hierfür liefert auch Stiglers Gesetz, welches natürlich kein Gesetz, sondern eine nach dem amerikanischen Statistik-Professor Stephen Stigler genannte empirische Beobachtung ist, die besagt, dass kaum eine wissenschaftliche Entdeckung nach ihrem Entdecker benannt wird: Die Gauß-Verteilung ist nicht von Carl Friedrich Gauß das erste Mal beschrieben wor-

den, sondern von Abraham de Moivre, die Fibonacci-Folge wurde von indischen Mathematikern entdeckt, der Halleysche Komet wurde nicht von Edmund Halley zuerst beobachtet, sondern war schon früher bekannt. Die Gründe für diese kreativen Namens-Benennungen liegen wohl vor allem darin, dass Wichtigkeit und Originalität erst von nachfolgenden Generationen erkannt werden, und hier gilt dann auch das Matthäus-Prinzip: Berühmten Wissenschaftlern wird viel eher eine Idee zugeschrieben als unbekannteren, und Letztere fallen daher umso wahrscheinlicher bei der Namensgebung unter den Tisch – was uns auch gleich zum Problem mit dem 41. Stuhl bringt: Die französische Akademie hat 40 »unsterbliche« Mitglieder, und zwar genau 40, keinen mehr, keinen weniger. Natürlich wäre das 41. Mitglied nicht schlechter als das 40.; da manche Fehlbesetzung nicht auszuschließen ist, wäre mancher »Ansteher« sogar besser als mancher »Stuhlsitzer«. Auch wenn also für manche kein Stuhl mehr vorhanden ist, gilt es, sich dessen zu erinnern: Exzellenz ist auch dort möglich, wo nicht »exzellente« dranstehen. Etiketten sind eben nicht alles, und Strukturen zu fördern, nur weil sich diese objektivierbarer und leichter bewerten lassen als Ideen, sollte nicht die Lösung sein, auch wenn jeder zusätzliche Euro willkommen ist:

»Nicht Strukturen, sondern Ideen sollten gefördert werden. Statt Forschung nach Norm bedarf es Vertrauen in die Kraft der Ideen. Dabei müssen das forschende Individuum und sein kreatives Potenzial stärker im Vordergrund stehen. Anstelle von Antragsrhetorik, leeren Ritualen und Zwangsvernetzungen ist eine Rückbesinnung auf inhaltliche Kriterien der Originalität erforderlich. Forschungsförderung braucht Sinn für das Unerwartete, anstatt es zu marginalisieren oder gar auszuschließen. Ansonsten wird Wissenschaft zu einer Fabrik des Normalen.« (Wissenschaft als Betrieb und Norm[al]fabrik, Fünf Anmerkungen zur Wissenschaftsförderung von der »AG Manieren!« an der Jungen Akademie)

#### Literatur

- R. K. Merton: The Matthew Effect in Science. The reward and communication systems of science are considered, in: *Science* 159 (810), 1968, S. 56–63  
M. W. Rossiter: The **Matthäus** Matilda Effect in Science, in: *Social Studies of Science* 23, London 1993, S. 325–341  
S. Stigler: *Statistics on the Table: The History of Statistical Concepts and Methods*. Cambridge, Mass. 1999  
M. Vec u.a. (Hg.): *Der Campus-Knigge. Von Abschreiben bis Zweitgutachten*. München 2006  
H. Zuckerman: *Scientific Elite: Nobel Laureates in the United States*. [Doctoral Thesis] Columbia University 1965









Rüdiger vom Bruch

## Exzellenz und Exzellenzen

Gut, es ist allgemein bekannt: Im 19. und frühen 20. Jahrhundert erreichte deutsche Universitätswissenschaft ihren Zenit, wurde um 1900 im Ausland als maßgeblich wahrgenommen wie vorher noch nicht denkbar und hinterher nicht mehr möglich. Die Hochschullandschaft gliederte sich gleichwertig, wenn auch nicht gleichrangig. Gute Lehre und Forschung in Greifswald oder Gießen war Voraussetzung für einen Ruf nach Heidelberg, Leipzig oder Berlin, aber mancher blieb auch, trotz etlicher Rufe von auswärts, wie Justus Liebig in Gießen. Doch warum gerade in dieser Zeit? Und warum Universitätswissenschaft? Und schließlich: Warum gingen Impulse für das gesamte Hochschulwesen zu Beginn und dann gegen Ende des 19. Jahrhunderts vor allem von Berlin und Preußen aus und wie kamen diese zustande?

Zu den ersten Fragen genügen Stichworte. Die Ausdifferenzierung des modernen, als Forschung betriebenen Wissenschaftssystems in Fach-Disziplinen und diszipliniert verfasst – das setzte um 1800 ein, nicht nur in Deutschland, aber hier vor allem sichtbar und mit zunehmend spezialisierten Universitätslehrstühlen verknüpft. Für Forschung gab es im Europa der Aufklärung einflussreichere Orte, Akademien und Sozietäten. Doch Universitäten in Deutschland hatten den Anschluss weniger verloren und zeigten sich als reformfähig. Gleichwohl erstaunt die Karriere einer auf der Idee der Universitas litterarum gegründeten Forschungsuniversität, verwies doch der Zug der Zeit um 1800 eher auf praxisgerichtete Spezialhochschulen nach französischem Muster.

Das lenkt den Blick auf Berlin. Doch wirklicher Vorreiter war man hier zu beiden Zeitpunkten nicht. Lehr- und Lernfreiheit als niveaustimulierende Konkurrenz um Studierende von Stand, welche neue Erkenntnisse in modernen Fächern schätzten – das hatte Wilhelm von Humboldt in Göttingen kennengelernt, und in Jena machte er Bekanntschaft mit hochgebildeter urbaner Geselligkeit jenseits korporativer Verkrustung. Ende des 19. Jahrhun-

derts war Baden Vorreiter für Reformen, vom großbetrieblich ausgerichteten Hochschulbau bis zum Frauenstudium, doch tief greifende Strukturanpassung an die Bedürfnisse der Industriegesellschaft bewirkte in Berlin Friedrich Althoff.

Aber wie gingen Humboldt und Althoff vor? Jeweils, wenn auch in sehr unterschiedlichen historischen Kontexten, ging es um ein Zusammenspiel von Strukturreformen und Personalpolitik, um die richtigen, also exzellenten Bedingungen für die richtigen, also exzellenten Leute zu schaffen. Jeweils freilich auch im Doppelpass, denn der Staatsmann und der hohe Verwaltungsbeamte mit Anspruch auf den Titel ›Exzellenz‹ taten sich zusammen mit wissenschaftlich anerkannter Exzellenz. Nur so sind ihre Erfolge zu verstehen, und da lohnt genaueres Hinsehen.

Um die besten Köpfe zu gewinnen, beriet Humboldt sich mit herausragenden Fachvertretern, wie etwa dem Juristen Savigny, dem Mediziner Reil, dem Theologen Schleiermacher. So bat Humboldt im Ministerium immer wieder um weitere Personalmittel; Reil und Schleiermacher waren gar bereit, für zwei Jahre auf 1 000 Taler von ihrem Gehalt zu verzichten, um Henrik Steffens zu gewinnen. Im Frühjahr 1810 zählte Humboldt in einer Denkschrift 13 herausragende, für die noch nicht einmal gegründete Universität fest gewonnene Gelehrte auf, »die man billigerweise wenigstens den Ersten ihrer Fächer beizählen muß, wie kaum eine andere Universität aufweisen kann«.

Geld und Geist standen am Anfang. August Boeckh, Mann der ersten Stunde, rühmte in seiner Rektoratsrede von 1847, »daß gerade in der drückendsten Not und Bedrängnis eine so hohe Summe wie früher niemals [...] ausgeworfen wurde«. Und der Geist? 1874 vermerkte der Althistoriker Theodor Mommsen gleichfalls in einer Rektoratsrede, dass »in der Großartigkeit der Begründung [...] keine Hochschule Deutschlands der unsrigen sich vergleichen kann«. Wie sah diese Begründung aus?



Um die geeigneten Strukturen zu schaffen, bedurfte es einer tragfähigen Leitidee. Humboldt ging von drei Voraussetzungen aus. Bei der inneren Organisation der neuen Anstalt komme erstens alles darauf an, »das Prinzip zu erhalten, die Wissenschaft als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes zu betrachten, und unablässig sie als solche zu suchen. Sobald man aufhört, eigentlich Wissenschaft zu suchen, oder sich einbildet, sie brauche nicht aus der Tiefe des Geistes heraus geschaffen zu werden, sondern könne durch Sammeln extensiv aneinandergereiht werden, so ist alles unwiederbringlich und auf ewig verloren«. Zweitens sei »alles aus einem ursprünglichen Prinzip abzuleiten [...]»; ferner alles einem Ideal zuzubilden; endlich jenes Prinzip und dies Ideal in Eine Idee zu verknüpfen«. Und drittens habe der Staat sich vollkommen herauszuhalten, da er »immer hinderlich ist, sobald er sich hineinmischt«, lediglich die Professoren-Berufung obliege ihm, um Klüngel und Mittelmaß zu verhindern.

Das Prinzip hieß also absichtsfreie, auf Wahrheit zielende Forschung für die neue Universitas litterarum, »in Einsamkeit und Freiheit«. Doch mit welchen Strukturen

zahl der Studenten würden tüchtige Staatsdiener, Brotstudenten, die aber doch für einige Zeit mit Gewinn den Wissenschaftsgeist der Universität geatmet hätten. Nur ein kleiner »Ausschuß« von Studenten wiederum, mit wissenschaftlichem Erkenntnis- und Forschungsdrang beseelt, finde dann im Seminar als Verbindung von Lehre und Forschung zusammen.

Auswahl und Binnendifferenzierung der Studierenden also, aber keine Abstriche bei den Professoren. Sie haben Wissenschaftsgesinnung nicht nur beim »Ausschuß« im Seminar zu stimulieren, sondern auch bei den »Brotstudenten« in jeder Vorlesung – die Kunst des dialogischen Vortrags also, welcher nicht Wissen vermittelt, sondern zum Mitdenken zwingt. Der tüchtige Wissenschaftler muss als Lehrer faszinieren, aber das verbraucht sich. »Wie kann man sich am besten zur rechten Zeit der trefflichen Lehrer wieder entledigen? Wahrlich, niemand spielt eine traurigere Rolle als ein Universitätslehrer, der sich als solcher überlebt hat.« Eine radikale Überlegung, zugleich undenkbar eine Aufspaltung in Lehr- und in Forschungsprofessoren, freilich um 1810 angesichts kleiner Zahlen auch nicht zu erwägen.

*Gleichwohl erstaunt die Karriere einer auf der Idee der Universitas litterarum gegründeten Forschungsuniversität, verwies doch der Zug der Zeit um 1800 eher auf praxisgerichtete Spezialhochschulen nach französischem Muster.*

auf dieser Grundlage eine Elite-Einrichtung als Modell für das gebildete Deutschland errichten?

Hier griff Humboldt auf Schleiermachers Denkschrift *Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinne* von 1808 zurück, welche entgegen dem Zeittrend die traditionelle Vier-Fakultäten-Universität mit Senats- und Rektoratsverfassung wiederbelebte und zugleich für den neuen Wissenschaftsgeist tauglich machte. Eine bloße »Masse von Kenntnissen« widerstrebe diesem, so Schleiermacher, der mit Humboldt die nicht mehr ständisch gegliederte Schule (einschließlich Gymnasium) für die ganze Nation öffnen, aber die Eigenart der Universität nicht gefährden wolle – das gehe nur durch Selektion. Man solle »nur eine Auswahl auf die Universität senden«. Diese wiederum spalte sich auf in den »für die Wissenschaft im höchsten Sinn« untauglichen, zugleich »größeren Haufen« und die »wirklichen Talente«. Doch das entscheide sich erst auf der Universität, Lebenschancen dürften nicht zuvor beschnitten werden. Die Mehr-

Die Berliner Gründung als Modell, nicht als Unikat – darin trafen sich wiederum Humboldt und Schleiermacher, der in seiner Denkschrift 1808 geschrieben hatte: »Achtunddreißig [Universitäten] zu besitzen, wie die deutsche Nation bis jetzt geduldet hat, mag freilich ein großes Unglück sein, und die Ursache, warum so wenige zu etwas Tüchtigem gediehen sind: aber wie soll nun das rechte Maß gefunden werden? Man finde nur zuerst das rechte Maß der gelehrten Schulen, man bringe dann mehr Einigungsgeist unter die Deutschen, daß nicht jeder Gau auch hierin etwas Besonderes für sich haben wolle, und dann lasse man mehr die Sache selbst gewähren, künstle nicht, und wolle nicht Leichen frisch erhalten, so wird sich allmählich das Rechte finden. Doch immer noch besser hier das Maß überschritten, als den Gedanken an eine deutsche Zentraluniversität aufkommen lassen.«

Eine exzellente Konzeption und adäquate Gestaltungschancen, das kam beim Aufschwung der Forschungsuni-

|                               | Es starben in und nach längerem Irresein:  | Mehrfache Anfälle von Irresein oder langdauernde Psychosen:   | Während des größten Teils ihres Lebens geisteskrank: |
|-------------------------------|--|---|--|
| Musiker                       | DONIZETTI, SCHUMANN, v. BELOW, LASSO.  | PERGOLESE, GOUNOD, GLUCK, DESSER, BENDA.                      | WIERTZ, BLAKE.                                       |
| Maler                         | DEL CASTILLO, DA PONTE, OVERBECK, RETHEL, MAKART, STAFFER.   | GUIDO RENI, GOYA, P. PRUDHON, LOYD, COOPER, DE AUNIERE.       | COWPER.  |
| Dichter                       | TASSO, E. T. A. HOFFMANN, LENZ, v. KLEIST, HÖLDERLIN, LENAU, FRIEDRICH SCHLEGEL, MÜRKE, BAUDELAIRE, MAUPASSANT, BERTELOT, MORIN, DUBELAY, BATAILLE, GARSCHEN, FERGUSSON. | MATURIN, LEE, COLLIERIDGE, SOUTHEY.                           |  |
| Humoristen und Satiriker      | GOGOL, SWIFT, SHERRIDAN.   | W. BUSCH.   |  |
| Literaten                     | ROUSSEAU, CHATEAUBRIAND.   | FR. NIETZSCHE, LAMB. DCHRING, COMTE.                          | GÉR. DE NEVAL, SWEDENBORG.                           |
| Gelahrte und Philosophen      | KANT, BENECKE, MAINLÄNDER.   |   |  |
| Naturforscher u. Mathematiker | NEWTON.  | PASCAL, AMPÈRE, MONGE, J. R. MAYER, ZOLLNER, CONCATO, FORBES. | CARDANUS, CODAZZI, BOLIVAR.                          |
| Politiker                     | CASTLEREAGH.   | CAVOUR, LASKER.   | SZECHENYI.   |

KREIER UND HENSEL



Blick zurück

versität zusammen. Sie band den Wissenschaftsgeist der Akademien an sich, stimulierte gesamtdeutsche Konkurrenz und gewährte höchstbewertetes Prestige in der Kulturturnation. Und vermochte eben darum die von Max Weber zu Recht als »Risikopassage« bewertete, aber für den Aufstieg ins Ordinariat unerlässliche Privatdozentur

*Doch wie gingen Humboldt und Althoff vor? Jeweils, wenn auch in sehr unterschiedlichen historischen Kontexten, ging es um ein Zusammenspiel von Strukturreformen und Personalpolitik, um die richtigen, also exzellenten Bedingungen für die richtigen, also exzellenten Leute zu schaffen.*

als maßgeblichen Dynamo für Spitzenforschung zu nutzen. Doch konnte die Konstruktion zu Jahrhundertbeginn den gegen dessen Ende zwingend erscheinenden Umbau im organisierten Industriezeitalter bewältigen? Und in welcher konzeptionellen Transformation? Wieder trafen Exzellenzen aufeinander, ein Althoff bedurfte nun der Harnacks.

Mit dem Namen Althoff verband sich der Begriff »System«, freilich ein zweifaches »System Althoff«, das viele Professoren klein und das preußische Wissenschaftssystem groß machte. Althoff nutzte die Professoren, wie er sie vorfand, weitgehend angepasst im bürokratischen Obrigkeitsstaat. Kein Nepotismus, aber rücksichtslose Durchsetzung von Zielen, so habe Althoff korrumpierend vor allem auf den Nachwuchs gewirkt, klagte Max Weber. Freilich war das »System Althoff« keine Ursache, sondern Wirkung der Zeitumstände, wie Werner Sombart ergänzte.

Rücksichtslos, aber effektiv, so setzte Althoff, 1882 bis 1907 »allmächtiger« Hochschulreferent im Berliner Kultusministerium, sein 1888 aufgezeichnetes Arbeitsprogramm durch. Einige Stichworte müssen genügen: Es erfolgte der Ausbau des preußischen Hochschulwesens zum zentral gelenkten Großbetrieb; die Vorlesungsuniversität wurde Arbeitsuniversität, gestützt auf flächendeckend ausgebauten Kliniken, Institute, Seminare, Laboratorien. An einzelnen Universitäten förderte Althoff durch gezielte Berufungspolitik wissenschaftliche Schwerpunktbildung; und Differenzierung verband sich mit Konzentration, so bei Akademie-Langzeitvorhaben, welche Kooperation national und international erforderte. Bedeutende Reformen wurden auch personalrechtlich eingeleitet, etwa in der Altersversorgung, und finanziell, neuartig in der Einwerbung privater Ressourcen, sowie

informationell, etwa durch umfassende Dokumentationen und Bibliografien; nicht zuletzt gab es entscheidende Verbesserungen im wissenschaftlichen Bibliothekswesen.

Das alles gelang freilich nur in Verbindung mit einem Netzwerk exzellenter Vertrauensleute. So sehr Althoff die Masse schikanierte, bedeutenden Fachvertretern be-

gegnete er mit Respekt; von ihnen, die noch jeweils ein gesamtes Fachgebiet überschauten, ließ er sich in Berufsfragen beraten, mit einigen wenigen verband er sich für Umbauten.

So wurzelte moderne arbeitsteilige Großforschung – Big Science – in geisteswissenschaftlichen Akademie-Kommissionen. Das Modell hatte Theodor Mommsen vorgegeben. Sein jüngerer Freund, der Patristikforscher Adolf Harnack, zugleich als Generaldirektor der Königlichen Bibliothek Motor von Neuanstößen in der gesamten Literaturversorgung, entwickelte hieraus die Konzeption außeruniversitärer Forschungsinstitute für aufwendige Spitzenforschung – nicht von einem zu leisten, aber von einem zu leiten. Der Theologe wurde dann 1911 erster Präsident der vorwiegend naturwissenschaftlich akzentuierten Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (heute MPG), welche er listig als organische Vollendung des von Humboldt selbst Gewollten, aber nicht mehr Realisierten kennzeichnete – historisch fragwürdig, aber der tatsächliche Umbau der bisherigen Forschungsuniversität erschien so legitim in vermeintlicher Traditionsbindung.

Humboldt und Schleiermacher, Althoff und Harnack, es ging nur im Gespann, wissenschaftliche Exzellenz jeweils zeitgemäß zu grundieren, durch die Berufung der Fähigsten in geeigneter Arbeitsumgebung. Wieder ist ein Jahrhundert vorüber, Reformbedarf unabweislich, ein vergleichbares Gespann denkbar?



Andreas Urs Sommer

## Exzellenz und Erwählung

Eine theologisch-politische Skizze

Wer zur Elite gehören will, ist vom Wunsch beseelt, anders zu sein als andere. Dieser Distinktionswille ist eine besondere Form des Selbstbehauptungswillens, der sich nicht länger damit begnügt, ausreichend Nahrung, ein Dach über dem Kopf, Arbeit, eine Riester-Rente und einen Zweitwagen sein Eigen zu nennen: Selbstversicherung durch Differenzversicherung.

Der Wunsch, anders zu sein, darf freilich nicht Wunsch bleiben, sondern muss sich in spezifischem Handeln ausmünzen – dieser Wunsch muss Zeichen setzen. Zeichen, die von anderen als auszeichnend wahrgenommen werden. Das kann auf verschiedenste Weise geschehen, durch eine Villa ebenso wie durch einen Aufsichtsratsposten, durch Selbstgeißelung ebenso wie durch Attentate, durch einen Ivy-League-Abschluss ebenso wie durch einen Bentley, durch das Denken eines noch ungedachten Gedankens ebenso wie durch das Schreiben eines noch ungeschriebenen Artikels.<sup>1</sup>

Der zeichensetzende Wunsch, anders zu sein, reicht freilich nicht, um zu einer Elite zu gehören. Tatsächlich anders zu sein als andere birgt sogar das erhebliche Risiko, von jeder Art Elite ausgeschlossen zu bleiben. Denn ist jemand ein Homo singularis, ist er nicht vergemeinschaftbar. Jede Elite ist eine Gemeinschaft, eine Gemeinschaft ausgewählter Individuen – und auch diese Gemeinschaft ist nicht frei von den Eigenarten einer Herde mit entsprechendem Herdenbewusstsein. Der Homo singularis wird sich vermutlich selbst dieser Herde zu entziehen trachten.

Andererseits ist klar, dass der Wunsch oder auch die Tatsache, anders zu sein, noch nicht über Elite-Zugehörigkeit entscheidet. Vielmehr sind es die jeweiligen sozialen Gruppen selbst, die um ihres reibungslosen Funktionierens willen ein Interesse an Elite-Bildung haben: Jeder Schrebergartenverein bedarf einer Funktionselite in Gestalt eines Vorsitzenden, seines Stellvertreters, des Schatzmeisters sowie der Gartenanlageninspektoren.

Es kann also auch nicht überraschen, dass ein Staat seine Verwaltungseliten oder ein Unternehmen seine Geschäftsführungseliten braucht.

Nur: Wer braucht Wissenschaftseliten? ›Die Gesellschaft‹ (wer immer das sein mag), um sich ›Innovationen‹ und künftige technische, ökonomische oder intellektuelle Prosperität zu sichern? Der Wissenschaftsbetrieb selbst, weil er eigentlich nicht anders organisiert ist als der Schrebergartenverein und also auch Stichwortgeber, Maßstabsetzer, Geldverteiler und Inspektoren benötigt? Oder ist die Wissenschaft als ganze ein derartig elitäres Unternehmen, dass sie – mit den feinen Abstufungen der als Gremienanstalt bemäntelten Ordinarienuniversität –, als ein Zoo von Schamanen und Wundertieren, ›der Gesellschaft‹ diktieren soll, was sie zu denken und zu glauben habe? Dann wäre der Ruf nach Elite und Exzellenz in der Wissenschaft nur Ausdruck des Bedürfnisses, endlich wieder jemanden zu haben, der allen sagt, wo es langgeht?

Dass es um die Eliten problematisch bestellt ist, liegt auf der Hand. Zunächst verdanken sie ihre Existenz all denen, die ihnen nicht angehören, spricht: all den gewöhnlichen Schrebergärtnern. Sie wären keine Eliten, würden sie nicht als solche von jenen anerkannt, die eben keine Elite sind. Andererseits ist die Anerkennung durch diejenigen, die nicht über die höhere, elitäre Erkenntnis verfügen, für die Auserlesenen selbst schlechterdings nichts wert, eben weil der ›Pöbel‹ nicht über die erforderliche Erkenntnis verfügt, die Anerkennung erst wertvoll macht.

Diesem Anerkennungsparadox entzieht sich die Elite durch Abschottung und Selbstreproduktion, die das Rechtfertigungsproblem möglichst unsichtbar machen sollen. Stellt man die Frage nach der Rechtfertigung von Eliten etwa im Wissenschaftsbetrieb, bekommt man heute als Antwort, es gehe um ›Exzellenz‹, womit man offensichtlich eine innerwissenschaftliche Zielsetzung



vor Augen hat. Vorbei sind jene heroischen Vorzeiten der wissenschaftlichen Elite-Bildung, als man noch lauthals skandierete, die Menschheit selbst werde Nutznießerin dessen sein, was die wissenschaftlichen Eliten hervorbringen.

›Exzellenz‹ ist ein Begriff, von dem man im gegenwärtigen Jargon sagen müsste, er sei ›selbstreferenziell‹, denn ›Exzellenz‹ meint offensichtlich nichts anderes als eine weitere ›stratifikatorische Ausdifferenzierung‹ innerhalb des (im Verhältnis zu der ihn finanzierenden Gesellschaft) ohnehin schon elitären Wissenschaftsbetriebes. Exzellenz, die sich nicht über konkrete Inhalte, Methoden oder Zielsetzungen definiert, sondern nur dadurch, über das hinauszuragen, was der Rest, die große Masse macht – also Elite zu sein<sup>2</sup> –, wird anscheinend in der Rhetorik des politischen Tagesgeschäfts und der öffentlichen Wahrnehmung als hinreichende Rechtfertigung dafür angesehen, den Wissenschaftsbetrieb weiter zu alimentieren. Das wiederum wäre ein bestechendes Indiz dafür, dass sich Wissenschaft als gesellschaftliches ›Subsystem‹ weitgehend verselbständigt und von außerwissenschaftlichen Interessen abgekoppelt habe, würde sich nicht gleichzeitig die Beobachtung aufdrängen, dass wissenschaftliche Exzellenz politisch nur da wirklich gewollt ist, wo sie ökonomisch-technischen, das heißt außerwissenschaftlichen Nutzen zu zeitigen verspricht. Denn wer außer den Byzantinisten schert sich um Exzellenz in der Byzantinistik, wer außer den Philosophen um Exzellenz in der Philosophie? Das sieht bei den Neurowissenschaften, der Biotechnologie oder der Kernfusionsforschung doch ein wenig anders aus.

Folgt man einem wichtigen Rezept der Elite-Bildung, nämlich dem Gebot des Abstandgewinnens und Abstandhaltens, wird einem die Klage, überall gebe es nur noch Mittelmaß und die Exzellenz sei demokratisch nivelliert worden, nicht besonders originell vorkommen. In dieser Form wiederholt sie nur ein demokratiekritisches Stereotyp, das sich etwa im 19. Jahrhundert großer Beliebtheit erfreute. Friedrich Nietzsche notierte beispielsweise 1884: »Die *Aristokratie* repräsentiert den Glauben an eine Elite-Menschheit und höhere Kaste. Die Demokratie repräsentiert den *Unglauben* an große Menschen und an Elite-Gesellschaft: ›Jeder ist jedem gleich‹ ›Im Grunde sind wir allesamt eigennütziges Vieh und Pöbel«<sup>3</sup>.

Aber die heutige Klage über die allgemeine Nivellierung und die Vernichtung von Eliten und Exzellenz reicht in viel ältere Schichten des abendländischen Be-

wusstseins hinab. Man könnte darin – mit Nietzsche – das Aufbegehren gegen die alle ständischen Grenzen untergrabende ›Moral‹ des Christentums wittern, die Gottes Wohlgefallen nicht mehr von irdischer Exzellenz, von einer besonderen ›virtus‹ abhängig macht, sondern gerade den Erniedrigten und den Zu-kurz-Gekommenen das Himmelreich bescheren will.

Während Nietzsche die Herleitung von Demokratisierung und Elite-Nivellierung aus dem Geist des Christentums noch mit einem dezidierten Plädoyer für neue Eliten verband (ob freilich moderne Wirtschaftsmagnaten oder Biotechnologen dem Ideal des Übermenschen entsprechen, sei Berufeneren zu entscheiden überlassen), hat Jacob Taubes Nietzsches Analyse zwar zugestimmt, daraus aber entgegengesetzte Schlussfolgerungen gezogen: Auch Taubes sieht mit Nietzsche im Apostel Paulus einen Prediger radikaler Heilsdemokratisierung. »Das Versprechen Christi, des Evangeliums, ist, daß es ›an alle‹ geht.«<sup>4</sup> Nur sei diese Demokratisierung gerade das Bejahenswerte und nicht etwa der dem Ruf nach neuen Eliten zugrunde liegende neo-antikisierende Wille zum Pathos der Distanz. »Ich meine also, daß post Christum ein Rekurs auf Antike in die Barbarei führt.«<sup>5</sup>

Aber sehen wir genauer hin: Wie überzeugend ist die Analyse, dass das Christentum am Anfang der allgemeinen Egalisierung und der Zerstörung festgefügtter ständischer Eliten stand? Immerhin sind 1800 Jahre lang nur wenige Christen darauf verfallen, das von Taubes zitierte paulinische Wort aus 1. Korinther 1,26-29 als Aufforderung zum gesellschaftlichen Umsturz und zum Niederreißen ständischer Schranken zu interpretieren.

Gegen die Sklaverei beispielsweise hat die christliche Kirche, wie schon Nietzsches Freund Franz Overbeck nachwies, keine prinzipiellen Einwände gemacht und sich spätestens seit ihrer Allianz mit dem römischen Staat darauf eingelassen, »Emancipationsstrebungen nun geradezu zu bekämpfen, welche sie nie begünstigt«<sup>6</sup> hatte. Aber Taubes würde hier einwenden, dies zeige eben, wie früh der »apokalyptische« Geist des ursprünglichen Christentums verraten worden sei, sodass es fast zweier Jahrtausende bedurft hätte, um ihm wieder zu seiner revolutionären Strahlkraft zu verhelfen. Darauf ließe sich erwidern, dass zur Legitimierung bestimmter Handlungsoptionen in der Gegenwart der Rückgriff auf ein solchermaßen ideales Christentum ebenso künstlich anmutete wie der von eifrigen Elite-Rufern praktizierte Rückgriff auf eine ideale Antike.



Aber selbst wenn man diesen Streit um die Legitimierung bestimmter Handlungsoptionen durch Rekurs auf eine für autoritär gehaltene Vergangenheit unentschieden lässt, ist nicht zu verkennen, dass schon Paulus im 1. Korintherbrief die Berufung (›klésis‹, lat. ›vocatio‹), keineswegs ›allen‹ zuteil werden lässt, sondern energisch die meisten Weisen nach dem Fleisch, die Gewaltigen und Edlen von dieser Berufung ausschließt. Schon in Jesu Gleichnis von der königlichen Hochzeit heißt es bekanntlich, dass zwar viele berufen (›kleteo‹, lat. ›vocati‹) seien, aber nur wenige auserwählt (›ekleto‹, lat. ›electi‹) (Matthäus 22,14, vgl. 20,16).

Was es mit dieser Erwählung – vom griechischen Verb ›eklégomai‹ über das lateinische ›eligo‹ leitet sich das Wort ›Elite‹ her – auf sich habe, beschäftigt die Autoren des Alten Testaments ebenso wie Paulus. Der skizziert in den Kapiteln 8 bis 11 des Römerbriefes allerdings eine Vision von der göttlichen Erwählung, die nicht nur wie in 1. Korinther 1,26–29 die ursprünglich Israel zuge dachte Zuwendung Gottes auch den Heiden zuteilwerden lässt. Paulus stellt tiefsinnige Reflexionen darüber an, warum Gott Jakob auserwählt, Esau hingegen verworfen habe, und kommt zum philosophisch wenig befriedigenden Schluss, Gott habe, weil er habe: »Ja, lieber Mensch, wer bist du denn, dass du mit Gott rechten willst? Spricht auch ein Werk zu seinem Meister: Warum machst du mich also? Hat nicht ein Töpfer Macht, aus einem Klumpen zu machen ein Gefäß zu Ehren und das andere zu Unehren?« (Römer 8,20f.)

Aus diesen Vorgaben hat Augustinus dann das konstruiert, was man die Lehre von der Gnadenwahl oder der doppelten Prädestination nennt<sup>7</sup>, und mit der Idee von Erbsünde und Konkupiszenz abgerundet. Gottes Ratsschluss hat nach Augustinus von Anbeginn an jeden Menschen, ungeachtet seiner eigenen Anstrengungen, entweder zum Heil oder zur Verdammnis bestimmt – und nur die wenigsten werden auserwählt sein. Quer zu allen sichtbaren kirchlichen Hierarchien und durchaus in Konkurrenz zur kirchlichen Funktionselite – insbesondere auch zum Mönchtum mit seinem Anspruch, eine privilegierte, höhere Form des Christentums zu repräsentieren und damit über größere Heilsaussichten zu verfügen – wird damit eine unsichtbare Glaubenselite der wahrhaft Auserwählten inauguriert.

Entsprechend hat das kirchliche Christentum diese schroffe, wenig menschenfreundliche Lehre (wer christlichen Humanismus sucht, wird ihn eher bei Augustins

großem und verkanntem Kontrahenten Julian von Eclanum finden, der Augustins Erbsünde als Monstrosität entlarvt und es Gott durchaus zutraut, die Menschen in ethische Selbstbestimmung entlassen zu haben<sup>8</sup>) trotz aller Lippenbekenntnisse zu Augustinus nach Kräften abzuschwächen gesucht, denn sie schien den Bestand der Kirche als einer das Heil garantierenden und verwaltenden Institution zu gefährden.

Freilich muss man Augustinus zubilligen, das eingangs genannte Anerkennungsparadox der Elite-Bildung für seine ›electi‹ auf elegante Weise gelöst zu haben: Sie bedürfen weder der Masse – »massa peccati«, sagt Augustinus<sup>9</sup> – noch der anderen ›electi‹, um sich zugehörig zu wissen. Gott allein ist das Subjekt der Anerkennung, womit sich alle weiteren Fragen erübrigen. Wenn man im späteren Schmalspur-Augustinismus dann die weltlichen und insbesondere die kirchlich-monastischen Eliten mit den ›electi‹ identifizierte, waren sie wortwörtlich von Gottes Gnaden eingesetzt und bedurften an sich keiner irdischen Legitimation mehr (die irdische Anerkennung folgte freilich bis zum spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Antiklerikalismus der göttlichen Gnadenwahl wie die Katze dem Fisch).

Nimmt man Augustinus hingegen strenger beim Wort, dann besteht trotz der Lösung des Anerkennungsparadoxes ein Problem fort, das etwa in der calvinistischen Neuauflage der Prädestinationslehre deutlich wurde, nämlich das Problem der prinzipiellen Erwählungsungewissheit: All mein Glaube und alle meine Werke verraten mir nicht, ob ich wirklich zu den Auserwählten gehöre. Gepaart mit der alten Warnung vor der ›superbia‹, dem Hochmut als schlimmster Sünde, ist die Erwählungsungewissheit ein vorzügliches Mittel, allzu hochgespannten Ansprüchen und einer allzu schamlosen Verselbständigung der Erwählungselite vorzubeugen – denn der vom Schicksal Begünstigte und scheinbar Erwählte wird möglicherweise bloß vom Widersacher an der Nase herumgeführt, um schnurstracks zur Hölle zu fahren.

Auch das akademische System hat es sich in seiner Weisheit übrigens zur Maxime gemacht, seine Zöglinge möglichst lange in der Auserwählungsungewissheit zu belassen – wird man positiv evaluiert? Bekommt man eine Lebenszeitstelle? Wird der Stipendienantrag durchkommen? –, um so die »innerweltliche Askese«<sup>10</sup>, die Leistungsfähigkeit, sprich äußerlich sichtbare Exzellenz, auf ein Höchstmaß zu steigern.





Der augustinische Gnadenpartikularismus – die einen ins Töpfchen, die andern ins Kröpfchen – ist erfrischend kompromisslos. Er macht keine Zugeständnisse an einen egalitär verzärtelten Geschmack – wie etwa Karl Barths Gnadenuniversalismus, der ›contre cœur‹ zu zeigen scheint, wie gleichgültig das Christentum in einer modernen Welt geworden ist. Denn sind wir am Ende tatsächlich alle auserwählt und entfällt das Risiko der ewigen Verdammnis, besteht für Christentum kein existenzieller Bedarf mehr.

Mittlerweile dürfte jedenfalls deutlich geworden sein, dass sich die moderne Klage, es gebe nur noch Mittelmaß und keine Exzellenz mehr, ohne größere Anstrengung zurückübersetzen lässt in den alten jüdisch-christlichen Weheruf, die Welt sei von Un- und Kleingläubigen bevölkert, während die wahrhaft Berufenen und Erwählten gar nicht zum Zuge kämen – in den Weheruf, nur äußerste Anstrengung könnte uns noch der Erlösung würdig erscheinen lassen (ob wir erlöst sind, weiß Gott allein).

Der Übergang von geistlichen zu weltlichen Elite-Präferenzen lässt sich manchmal sogar in einer einzigen Person beobachten: Vom preußischen Kronprinz Friedrich ist überliefert, er sei – sehr gegen die zwar frommen, aber in diesem Punkte ganz der reformierten Dogmatik abholden Überzeugungen seines Vaters – ein eifriger Anhänger der calvinistischen Prädestinationslehre gewesen<sup>11</sup>, bevor er sich zum Elite-Bewusstsein der französischen Aufklärer durchrang und als zweiter König seines Namens jeden nach seiner ›façon‹ selig werden ließ. Ob man Menschen oder – wie es Diderots und d'Alemberts *Encyclopédie* vorschlägt<sup>12</sup> – Tulpen auswählt, tut dabei wenig zur Sache.

Doch was geschieht, wenn die Anerkennung der Anstrengungen institutionell dauerhaft verweigert und eben nicht mit Exzellenz- und Elite-Prädikaten honoriert wird, ja nicht einmal mit einer popeligen Lebenszeitstelle für ergraute Privatdozenten oder mit einem kleinen Heilsfingerzeig für den lebenslangen Büsser? Was geschehen kann, veranschaulicht die Geschichte des Christentums mit der allmählichen Vergleichsgültigung seiner hypertrophen Exzellenz-Ansprüche ebenso wie die Geschichte der deutschen Universität – sagen wir, des 19. Jahrhunderts. Eine erstaunliche Zahl der an den Maßstäben damaliger institutioneller Exzellenz Gescheiterten wählte – gegen Universität und Kirche – den Weg der Radikalisierung und damit der Herausarbeitung eines eigenen ›Exzellenz-Profiles‹. Die Liste der auf diese Weise verunglückten Akademiker ist lang – sie reicht von Ar-

thur Schopenhauer bis Karl Marx, von Georg Büchner bis Ludwig Feuerbach, von David Friedrich Strauß bis Friedrich Nietzsche – und verheißt für die etablierten Exzellenz-Ordnungsgefüge und ihre bestellten Sachwalter wenig Gutes. Ein Dschihad des akademischen Prekariats wird nicht gemächlich sein.

Da hofft man beinahe schon, die potenziell radikalisierten Privatdozenten würden sich – wie Heraklit und Parmenides, als sie mit ihren Projektanträgen bei der Panhellenischen Forschungsgemeinschaft kein Gehör fanden, und wie Platon, als es ihm nicht gelang, seiner Akademie das Label eines Exzellenz-Clusters zu sichern – auf einen weniger polemogenen Begriff von Exzellenz verständigen. Etwa auf den, dass Exzellenz das Vermögen sei, sich zu entziehen – den institutionellen Exzellenz-Zwängen ebenso wie den Radikalisierungszwängen. Ob man exzellent war, werden ohnehin erst die entscheiden, die einen in 100 oder 500 Jahren noch lesen werden. Und auch diese Erwählung ist womöglich so kontingent wie jede andere auch.

1 Nach K. Mannheim: *Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbaus*. Darmstadt 1958, S. 100, häufen sich in demokratisch-liberalen Gesellschaften die Elitegruppen und »verlieren dadurch an Kraft«.

2 So definiert der *Dictionnaire de l'Académie Française, revu, corrigé et augmenté par l'Académie elle-même*. Cinquième édition, Bd. 1. Paris 1813, S. 476, den Begriff der Elite denn auch über Exzellenz: »ÉLITE. subst. f. Ce qu'il y a d'excellent en chaque genre«.

3 F. Nietzsche: *Nachgelassene Fragmente 1884*, 26[282], in: *Sämtliche Werke*, Kritische Studienausgabe, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München/Berlin/New York 1999, Bd. 11, S. 224

4 Elite oder Avantgarde? Jacob Taubes im Gespräch mit Wolfert von Rahden und Norbert Kapferer, in: *Tumult* 4, 1982, S. 64–76, hier S. 71

5 Ebd., S. 74. Zum Thema vgl. auch A. U. Sommer: *Eschatologie oder Ewige Wiederkunft? Friedrich Nietzsche und Jacob Taubes*, in: R. Faber, E. Goodman-Thau und T. Macho (Hg.): *Abendländische Eschatologie*. Ad Jacob Taubes. Würzburg 2001, S. 341–354

6 F. Overbeck: *Studien zur Geschichte der alten Kirche*. Erstes Heft. Schloss-Chemnitz 1875, S. 230

7 A. Augustinus: *De diversis quaestionibus ad Simplicianum I 2* (zweisprachig ediert unter dem Titel: *Logik des Schreckens*, übersetzt von W. Schäfer, hg. von K. Flasch. Mainz 1990)

8 Vgl. A. U. Sommer: *Das Ende der antiken Anthropologie als Bewährungsfall kontextualistischer Philosophiegeschichtsschreibung*: Julian von Eclanum und Augustin von Hippo, in: *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte*, Bd. 57, 2005, Heft 1, S. 1–28

9 Augustinus: *De diversis quaestionibus ad Simplicianum I 2*, 16 (ed. Flasch, S. 200–202)

10 M. Weber: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, hg. von M. Weber, Bd. 1 [1920]. Tübingen 1988, S. 539

11 Vgl. etwa L. von Ranke: *Preußische Geschichte*, Bd. 1, hg. von W. Andreas. Essen o. J., S. 459 und 483f.

12 Dort fehlt ›Elite‹ als Stichwort, stattdessen findet man unter »ÉLITE, v. act. *Jardinage* C'est choisir parmi les tulipes celles qu'il faut laisser grainer, ou celles qui s'étant portées à bien, sont dignes d'être placées l'année suivante parmi les belles.« (Zitiert nach: *Encyclopédie ou dictionnaire universel raisonné des connoissances humaines*. Mis en ordre par M. [Fortunato Bartolomeo] de Felice, Bd. 15. Yverdon 1777, S. 633)

Conrad Wiedemann

## »moi haïssable«?

Ohne die Hilfe meines widerspenstigen Freundes Hegemann hätte ich Ihnen, lieber Herr v. R., wohl absagen müssen. Nicht dass die neue deutsche Exzellenz-Welle mich als Geisteswissenschaftler kaltließe. Im Gegenteil. Aber wer sich vorgenommen hat, keine ›Gegenworte‹ mehr zu schreiben, die sich im Klagen erschöpfen, hat es mit ihr schwer. Längst rollt sie ja, unaufhaltbar wie der legendäre T 34, über das Land. Und keiner zweifelt daran, dass im ›Jahr der Geisteswissenschaften‹, das vielleicht schon ›Jahr der Kulturwissenschaften‹ heißen müsste, auch das letzte skeptische Bollwerk fallen wird. Und möglicherweise zu Recht: Denn war nicht ›Geist‹ schon immer ein sperriger Begriff und die wanderprophetische Unterstellung, dass er wehe, wo er will (Johannes 3,8), ziemlich beunruhigend? Jedenfalls für die alten und neuen Tempelbetreiber! Was spricht also dagegen, es einmal mit neuen Namen und einer neuen Ortsbestimmung zu versuchen? Wer hat eigentlich Angst vor einer Exzellenz der Kulturwissenschaften, die aus dem Cluster kommt? Hat nicht Luther gelehrt, dass jede angezündete Fünzel besser ist als die Klage über anhaltende Düsternis?

Immer wenn ich ratlos bin, rufe ich Hegemann an, den befreundeten Universalhistoriker, der vor 30 Jahren versäumt hat, sich eine Professur zu sichern. Warum ich das tue, weiß ich selbst nicht, denn das Gespräch läuft in der Regel unerquicklich für mich, was Hegemann zu der These veranlasst hat, ich suchte in ihm mein »moi haïssable« (was immer er darunter verstehen mag).

*Hast du den Eiertanz um die sogenannte Exzellenz der Geisteswissenschaften mitbekommen? Geistiges Format unterliegt neuerdings der Antragspflicht. Wir sind aufgefordert, anonyme Gutachter anzubetteln, dass sie uns für kollektive forschende Absichtserklärungen den Titel ›Exzellenz‹ oder ›Exzellenz-Cluster‹ verleihen. Ohne diese Operettentitel gibt es kein Geld und keine Stellen. Ich will gerne glauben, dass*

*naturwissenschaftlicher und technischer Fortschritt planbar und auf Teamwork angewiesen ist, aber hast du je einen geisteswissenschaftlichen Sonderforschungsbereich erlebt, der den Zeitgeist zum Rotieren gebracht hätte? Nichts gegen solche Veranstaltungen, aber über die Einübung des Nachwuchses in Mainstreamiges kommen sie nicht hinaus. Luhmanns Rückblick auf sein Lebenswerk spricht Bände: »Theorie der Gesellschaft, Laufzeit: 30 Jahre. Kosten: keine.« Mir scheint, die Massenuniversität braucht ein Opfer, und das sind wir.*

Reg dich um Gottes willen ab! Die Sache mag ihre grotesken Seiten haben, aber deine Opferfantasien scheinen mir noch grotesker. Wie könnte jemand zum Opfer der Massenuniversität gemacht werden, der sich ihr von Anfang an als Opfer dargebracht hat? Alles deutet darauf hin, dass die Jungen diese Rolle von euch nicht übernehmen wollen.

*Wie soll ich das verstehen?*

Die Massenuniversität mag vor 40 Jahren unausweichlich gewesen sein, aber ihr, die weichen Wissenschaften, die anderswo Humanities heißen, habt euch angeboten, sie ideologisch zu rechtfertigen, und seid dabei in alle Fallen gelaufen. Wenn ich mich richtig erinnere, gab es dafür als Lohn ziemlich viele Dauerstellen.

*Was ich bisher höre, sind nichts als Ressentiments. Ich vermute, dass du auf meine Anfänge als hessischer H-2-Professor anspielst. Dafür habe ich mit Seminaren von 150 Teilnehmern gebüßt und 300 Arbeiten im Jahr korrigiert.*

Ich rede hier nicht von eurem Edelmut, sondern von euren Selbsttäuschungen. Habt ihr euch nicht ziemlich lange eingeredet, der massenhafte Zulauf gelte den Mysterien eures Fachwissens? Als euch Zweifel daran kamen, habt ihr euch in reichlich gewagte Milieutheorien eingelassen, und als sich auch diese als unhaltbar erwiesen, habt ihr die Qualitätskontrollen abgeschafft, was die Öffentlichkeit nicht gleichgültig ließ.

*Das ist lange her. Es waren Orientierungskämpfe aus reinem Herzen.*



Mag sein. Vielleicht war es so etwas wie der heroische Beginn eines unheroischen Abstiegs. Die Studenten haben es euch jedenfalls nicht gedankt. Sie spürten, dass es nicht mehr um Professionalität (geschweige denn Erkenntnis) ging, und verzichteten massenhaft auf das Examen. 70 bis 80 Prozent Studienabbrecher. Euer Versuch, sie zu halten, bestand darin, ihnen eine Examensnote zwischen 1 und 2 zu garantieren. Auch das hat nicht viele gereizt.

*Wir haben Absolventen, die besser sind als je zuvor.*

Aber ohne Berufsaussichten, weil eure Generation alle Lehrer- und Dozentenstellen an sich selbst verausgabt hat. Als euch das Gewissen zu schlagen begann, habt ihr die ungeliebte Deutungshoheit über all diese Dinge euren ungeliebten Didaktik-Kollegen überlassen. Von da an hattet ihr den Leerlauf der Gruppenuniversität.

*Du bist maßlos und ungerecht.*

Vielleicht, vielleicht auch nicht. Eigentlich referiere ich nur deine Dauerklagen über die Vernichtung der Forschungszeit durch endlose Reform- und Proporzspiele, durch luxurierende Gutachtereien und durch Korrekturen von mäßigen Arbeiten irgendwann sich in Luft auflösender Studenten. Aber anstatt auf Eignungsprüfungen oder NC zu bestehen, habt ihr euch durch bildungsexklusive Oberseminare und Doktorandenkolloquien entschädigt und die Zahl der Habilitationen unbesorgt nach oben gejagt. Klein-Harvard als desperate Dachbodengesellschaft der Massenuniversität. Gleichzeitig hat euch die Kulturbürokratie am laufenden Band Stellen weggenommen.

*Wie großmütig, dass du endlich auch andere Verantwortliche nennst. Die Unbildung der politischen Kaste, die unter Leuten wie Helmut Schmidt noch nicht so evident war, steht heute wie eine Mauer gegen uns, und die Kulturbürokratie sieht uns unter dem Beifall Harald Welzers (»Schluß mit nutzlos«, Die Zeit vom 25. 1.) bloß noch als Sanierungsfall. Daran gemessen haben wir uns nicht übel gehalten.*

Das will ich nicht leugnen. Nichts liegt mir ferner, als euch den Alleinvertretungsanspruch für die Krise zuzusprechen. Aber du hast mich nicht nach eurem »moi aimable«, sondern nach eurem »moi haïssable« gefragt, das sich durch virtuoses Klagen nicht schon vergessen lässt. Ihr wolltet die Good Guys der Massenuniversität sein und habt dafür ständig Dinge unterschrieben, an die ihr nicht geglaubt hat. Darüber ist euch euer Haus in Unordnung geraten und die kulturelle Einbildungskraft nach Frankreich und den USA geflohen. Ich übergehe euren Anglisierungs-, Europäisierungs- und Globalisie-

rungsfimmel, ich übergehe auch euer Zutrauen zu Plastikwörtern wie »Wissensgesellschaft« und »Vernetzung« und greife nur ein Beispiel heraus. Natürlich hat sich jeder von euch bemüht, in der Forschung zu reüssieren, aber zugleich habt ihr 30 Jahre lang das Wort »Elite« verworfen, um nicht zu sagen verboten. Was solche Autosuggestion vermag, ist bekannt. Aber da alles Verdrängte irgendwann in neuem Gewand zurückkehrt, habt ihr jetzt den Salat.

*Welchen Salat?*

Dass eure Erben sich das von den Erblässern verweigertere Attribut jetzt von anderswoher zurückerbitten. Ob die Planungsexzellenz der Naturwissenschaftler und Techniker, die sich offensichtlich nur im Cluster entfaltet, für die eigenen Bedürfnisse wirklich vorrangig ist, scheint ihnen ziemlich gleichgültig. Außer den winkenden »Personal- und Sachmitteln« lockt sie ganz einfach der hübsche Titel, der im deutschen Sprachgebrauch bislang an handküssende Diplomaten erinnert hat und jetzt der in die Cordjacke gehüllten Innerlichkeit zurückgeschenkt wird. Ganz abgesehen davon, dass er viel leichter handhabbar ist als der politisch unkorrekte Elite-Begriff. »Exzellenznetzwerk Glaube-Liebe-Hoffnung der Universität XY« las ich gestern auf der Visitenkarte eines noch nicht sonderlich hervorgetretenen Kollegen von dir. Ich neige zur Annahme, dass es sein Hervortreten beflügeln wird.

*Sie tragen keine Cordjacken mehr. Und deine Überheblichkeit geht mir langsam auf die Ketten. Du liest ganz einfach zu viel Jürgen Kaube.*

Eine wichtige Stimme, die ich nicht missen möchte. Für euch kommt sie leider zu spät. Hättet ihr schon vor 20 Jahren den zahllosen Abbrechern ein Minimal-Zertifikat angeboten, dann hätte es auch in eurer Macht gestanden, den blödsinnigen Namen »Bachelor« zu vermeiden, dessen angelsächsischen Sprachwitz hier niemand versteht. Eure Erben treffen zwar keine sonderlich glücklichen Entscheidungen, aber sie treffen wenigstens welche. Fragt sich nur, für wen, wenn die Geburtenraten ...

*Jetzt auch noch das! Bitte, lass uns Bevölkerung, Öko, Terrorismus und China für heute vertagen. Ich hasse dich nicht wirklich. Du warst exzellent. Ciao!*









Stefan Hornbostel

## Exzellenz und Evaluationsstandards im internationalen Vergleich

*Amerika, du hast es besser  
Als unser Continent, das alte,  
Hast keine verfallene Schlösser  
Und keine Basalte.  
Dich stört nicht im Innern,  
Zu lebendiger Zeit,  
Unnützes Erinnern  
Und vergeblicher Streit*

Was Goethe 1827 mit Sehnsucht, Ironie und einer gehörigen Portion Fehleinschätzung in den *Zahme[n] Xenien* zu Papier brachte, ließe sich ohne Weiteres auch als Epigramm auf die Evaluationsdebatte in der Wissenschaft lesen: Die Vermutung, dass es anderorts besser sei – weil unbelastet von ständischen Relikten jahrhundertelanger Mandarinenherrschaft und Aufständen gegen selbige –, ebenso wie die Täuschung über die tatsächlichen Verhältnisse andernorts und der gleichwohl sehnsüchtige Blick auf die Verhältnisse in der Fremde charakterisieren zumindest die deutsche Diskussion um Evaluation.

Evaluation ist nicht neu – sofern man darunter verfahrensförmig bereitgestellte Informationen zur Bewertung von Wissen und Erkenntnis und auch ihrer institutionellen und personalen Träger versteht. Seit knapp 500 Jahren begleiten Evaluationen die neuzeitliche Wissenskultur. Die frühen Formen, wie der *Index librorum prohibitorum*, stützten sich noch auf die Autorität der katholischen Kirche und den universalen Anspruch der Theologie, auch wissenschaftliches Wissen auf Kompatibilität mit religiöser Dogmatik (und damit vermeintlich auch Wahrheit) prüfen zu können. Dem folgten Verfahren organisierterer, wissenschaftlicher ›Selbstzensur‹ (durchaus im Spannungsfeld von Staat und Kirche), wie sie erstmals in Gestalt des ›Peer-Review‹ im 17. Jahrhundert von der Royal Society eingeführt wurden. In der Wirtschaft entwickelten sich im 19. Jahrhundert fortan die ersten Formen systematischer und öffentlich verbreiteter Bewertungen von

Marktakteuren – Bewertungen, die selbst im Markt gehandelt wurden und deutlich Tendenzen der Oligopolbildung, aber auch der Produktion von Selffulfilling Prophecys aufweisen.

Für das Wissenschaftssystem stellte sich die Frage, auf welche Weise jene Leerstelle, welche die Erosion der theologischen ›Wahrheit‹ hinterlassen hatte, im Rahmen der Selbststeuerung einer autonom gewordenen Wissenschaft zu füllen sei. Der Rekurs auf einen säkularen Wahrheitsbegriff führte schnell in unauflösbare Zirkel. Die Einsicht, dass letztlich das als wahr angenommen wird, was Wissenschaftler einigermaßen konsensual für wahr halten, führte dazu, dass das soziale System der Wissenschaft mit seinen Reputationshierarchien als Ersatz für Wahrheitskriterien erhalten musste. Hier hat auch die Rede von der Exzellenz ihren Ursprung. In einer meritokratisch orientierten Gesellschaft steht eine mehr oder weniger ständische Wissenschaftsverfassung allerdings in einem legitimatorischen Dauerkonflikt. Er ist nur stillzustellen, wenn sich zeigen lässt, dass die soziale Verfassung auch der Erkenntnisproduktion dient. Dass ebendies der Fall ist, zumindest wenn alle Beteiligten den Ehrenkodex der Wissenschaft, das wissenschaftliche Ethos nicht verletzen, versuchte der amerikanische Soziologe Robert K. Merton zu verdeutlichen. Das Streben der Wissenschaftler nach Reputation führt bei funktionierenden Institutionen zu größtmöglichem Fortschritt. Allerdings blieb dies nicht ohne den Hinweis auf die Labilität der Konstruktion: Wissenschaft habe durchaus pathogene Züge. Das führt dazu, wie Niklas Luhmann trefflich paradoxierte, dass die Orientierung an Reputation nicht selbst in guten Ruf kommen darf. Die Evaluation der ostdeutschen Hochschulen nach der Wende kann als eindruckliches Beispiel gelten für die Vermutung einer schweren Erkrankung durch politische Unterwanderung der Selbststeuerung des Wissenschaftssystems.



Wissenschaft hat, lange bevor von Evaluation die Rede war, neben den fachlichen Diskursen um methodische Absicherung der Erkenntnisproduktion eine Reflexion auf ihre soziale Verfasstheit entwickelt. Diese Reflexion war nicht unbeeinflusst von den jeweiligen nationalen Institutionalierungsformen und bediente sich durchaus unterschiedlich aus dem Steinbruch der historisch entwickelten Evaluationsverfahren. So beschäftigte sich die US-amerikanische Wissenschaftsforschung – in einer stark durch private Akteure und marktförmige Distributionsstrukturen geprägten Wissenschaftslandschaft – vor allen Dingen mit dem internen Belohnungssystem, den Stratifikationsmustern, den normativen Grundlagen und der Formation von Konsens bei der Bewertung wissen-

*Die Vorstellung, man könne über Publikationsindikatoren oder Wissenschaftspreise zu einer ›objektiven‹ Messung des wissenschaftlichen Kapitals kommen, hat nicht unerheblich zu jener Selbstmystifikation in der Wissenschaft beigetragen, die in den Debatten um die Exzellenz-Initiative fröhliche Urständ feiert.*

schaftlicher Leistungen. Sie entwickelte früh quantifizierende Techniken und Indikatoren zur Beschreibung des Wissenschaftssystems. Die britische Wissenschaftsforschung thematisierte hingegen eher die Veränderungen von Wahrheitskonzepten und normativen Vorstellungen über die Zeit und über die Unterschiede zwischen den Disziplinen. Statt Konsensbildung nahm sie stärker Konflikte und Verhandlungsprozesse in der Wissenschaft in den Blick.

Einen besonders ausgeprägten Zweifel an der ›Passung‹ von sozialer Positionierung in der Wissenschaft und dem Beitrag zum Erkenntnisfortschritt steuerte der französische Soziologe Pierre Bourdieu bei. Er schlug vor, das alte Problem dadurch zu bearbeiten, dass man das soziale Kapital der Wissenschaftler nach rein wissenschaftlichem und institutionellem Kapital differenziert. Tendenziell ließen sich dann die eigentlichen Forscher und Wissenschaftler von denen unterscheiden, die ihre Karriere weitgehend dem Einsatz von sozialem oder politischem Kapital verdanken. Die damit transportierte Vorstellung, man könne über Publikations- und Zitationsindikatoren oder Wissenschaftspreise zu einer ›objektiven‹ Messung des wissenschaftlichen Kapitals kommen, hat nicht unerheblich zu jener Selbstmystifikation in der Wissenschaft beigetragen, die in den heftigen Debatten um die Exzellenz-Initiative fröhliche Urständ feiert.

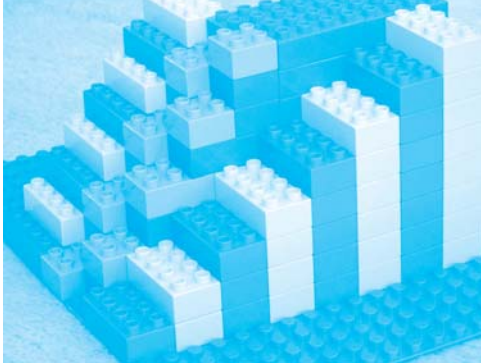
Die vermeintlich ›objektiven‹ Messungen sind selbst zutiefst durch die Schichtungsstruktur des Wissenschaftssystems geprägt; sie geben kein objektives, sondern ein anderes Bild. Und natürlich werden Indikatoren in das strategische Kalkül von Wissenschaftlern und wissenschaftlichen Institutionen einbezogen. Will man in diesem Feld der wissenschaftlichen Selbstreflexion von Standardbildungen sprechen, dann unterscheiden sich diese nicht von entsprechenden Prozessen in anderen Forschungsfeldern. Standardbildung kann hier verstanden werden als die methodische Debatte darüber, wie sich Urteilskonsens, partikuläre Einflüsse in Entscheidungsprozessen, Geschlechterbias, Reputation, Erkenntnisproduktion, Rezeption und Ähnliches adäquat messen las-

sen. Wie in anderen Forschungsfeldern auch entwickeln sich solche Standards koevolutionär mit der Forschung und machen natürlich nicht an nationalen Grenzen halt.

Etwas anders sieht das Bild aus, wenn man nach Standards in jenem Feld fragt, das sich in den letzten 20 Jahren unter dem Titel ›Evaluation‹ etabliert hat. Als charakteristisch für das neue Verständnis von Wissenschaftsevaluation erweist sich eine Bedeutungs- und Anwendungserweiterung: Es handelt sich nicht mehr um einen reinen Selbstreflexionsprozess, sondern um eine Mischung aus Reflexion, Rechenschaftslegung, Positionsbestimmung, Managementinformation, Politikberatung, Mittelverteilung, Personalpolitik, öffentlicher Information, Reputationsrankings oder Planungsinstrumentarien. Entsprechend sind die Produzenten und Adressaten in diesem Feld nicht mehr nur Wissenschaftler, sondern eben auch Medien, Politik, Verwaltung oder – etwas euphemistisch ausgedrückt: ›Kunden‹ (Studenten, Postdocs, Forscher).

Der Ausgangspunkt für derartige Wissenschaftsevaluation (sowohl in der Lehre wie in der Forschung) war meist ein sehr nationales Phänomen: Politik, Medien und zum Teil die Wissenschaft selbst äußerten Besorgnis über Rückständigkeit, Ineffizienz, mangelnde Qualität oder Relevanz. Eine verstärkt utilitaristische Haltung gegenüber der Wissenschaft artikulierte Befürchtungen, im





internationalen Wettbewerb auch ökonomisch zurückzufallen und als Wissenschaftsstandort an Attraktivität einzubüßen. Diese Klagen und Befürchtungen sind nicht deutschlandspezifisch, sondern international zu beobachten. Die in der Folge entwickelten Evaluationen thematisierten genau besehen daher *drei verschiedene*, aber nicht voneinander unabhängige *Formen der Standardbildung*:

a) die wissenschaftsinternen methodischen Standards, b) Verfahrensstandards und c) Standards im Sinne von ›Benchmarks‹ oder Referenzobjekten.

Der *erste Typ von Standards* greift auf die Wissenschaftsforschung zurück und fragt danach, inwieweit für eine wissenschaftlich fundierte Evaluation vonseiten der Forscher methodisch belastbare Informationen für den Bewertungsprozess bereitgestellt werden können. Hier prallen regelmäßig die Wünsche der Praktiker nach einem zweifelsfreien Superindikator und die vorsichtige ›Ceteris-paribus-Kultur‹ der Wissenschaft aufeinander. Die als analytische Instrumente entwickelten Messtechniken und Indikatoren lassen sich keineswegs problemlos in leicht administrierbare Kennzahlen transferieren.

Beim *zweiten Typus* geht es darum, mit welchen Verfahren sich Evaluationen bewerkstelligen lassen. Hier wurde sehr früh in das europäische Ausland geschaut und Praxen wie etwa zweistufige Evaluationen, bestehend aus Selbstbericht und externer Begutachtung, etabliert. Teilweise hat man sich (mit begrenztem Erfolg) auch an Verfahrensstandardisierungen des Qualitätsmanagements aus der Industrie angelehnt (ISO 9000, Total Quality Management und Ähnliches). Schließlich sind Standards durch Übung in dem Maße entstanden, wie Evaluationsagenturen ihre Evaluationen iterierten. Und last not least finden sich inzwischen Übereinkünfte (zum Beispiel für die Akkreditierung) auf europäischer Ebene. Dort empfehlen *Standards and Guidelines for Quality Assurance in the European Higher Education Area* bestimmte Verfahrensabläufe ebenso wie die Komposition von Gutachtergremien (etwa die Hinzuziehung ausländischer Experten). Im Unterschied zu den erstgenannten Standards handelt es sich bei den Verfahrensstandards um mehr oder weniger reflektierte Empfehlungen, die aus Praxiserfahrungen entstanden sind. Sie sichern keineswegs automatisch ein gehaltvolles Evaluationsergebnis, wohl aber die Einhaltung eines Verfahrensweges. Dass auch bei Einhaltung eines solchen Weges skurrile Ergebnisse entstehen können, lässt sich aus der Arbeit der Inquisitionsbehörde durchaus lernen. Gleichwohl führt Mimesis zu einer ge-

wissen Harmonisierung der Verfahren. Das gilt auch für die Forschungsevaluation, wenn etwa der Wissenschaftsrat sich mit seinem Forschungsrating an das britische Vorbild des *Research Assessment Exercise* anlehnt. Ob allerdings deutsche Gutachter die gleichen Urteilsskalen und -kriterien verwenden, steht auf einem anderen Blatt.

Der *dritte Typus von Standards* oder besser Benchmarks hat zurzeit Hochkonjunktur. Internationales Niveau, internationaler Standard, internationale Entwicklung – so lauten die Schlagworte, mit denen meist recht nebulös auf ein Mehr, Schneller, Höher, Weiter, Besser oder auch Schlimmer in der Welt verwiesen wird. Handfeste Hinweise sind dagegen recht schwer zu beschaffen. Am weitesten vorangeschritten ist die Messung derartiger Standards sicherlich im Bereich der Bibliometrie. Dort lässt sich zumindest für einzelne Disziplinen und Auditorien so etwas wie ein weltweites ›Normal‹ an Publikationen und Zitationen definieren, allerdings durchaus um den Preis, dass kultur- oder sprachaffine Forschungsbereiche (darunter auch die anwendungsbezogene Forschung) durch das analytische Raster fallen. Der Trend bei der Festlegung eines geeigneten Referenzrahmens geht daher auch deutlich in Richtung eines profilbezogenen Benchmarkings. Forschungsinstitutionen suchen gezielt nach vergleichbaren Einrichtungen, an denen sie sich messen wollen. Weitaus unklarer ist die Frage der internationalen Standardbildung beim Einsatz von Peer-Review-Verfahren. Auf der einen Seite beobachten wir eine schnell anwachsende Internationalisierung des Gutachterwesens. Auf der andern Seite gibt es bisher wenig Wissen über eine entsprechende Standardisierung der Gutachterkriterien und der Maßstäbe, der Rücksichtnahmen und der Wirkung nationaler Review-Kulturen – zumindest dann, wenn der enge fachwissenschaftliche Beurteilungsdiskurs überschritten wird.

Als Fazit bleibt die Erkenntnis: Die Bildung von Standards wird wohl auch in Zukunft eine Mischung aus eingetübter und durchgesetzter Praxis, aus strategischen Kalkülen und einer kritischen Reflexion sein. Das ist in der Wissenschaft nicht anders als in der Ökonomie oder der Politik.

#### Literatur

- P. Bourdieu: Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes. Konstanz 1998  
N. Luhmann: Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt a. M. 1990  
R. K. Merton: The Sociology of Science: Theoretical and Empirical Investigations. Chicago 1973

Alexander Košenina

## Der englische Patient

Wie in Großbritannien die wissenschaftliche Exzellenz von Technokraten bedroht wird

Großbritannien galt in Europa einmal als Heimat des freien Denkens. Kaum ein anderes Land verfügt über eine reichere Tradition des Liberalismus – intellektuell, wirtschaftlich und politisch. Hier entstand in der Aufklärung das Ideal des Virtuoso, eine Neuauflage des italienischen Uomo universale der Renaissance: Nicht der vertrackte Pedant und Stubengelehrte, sondern allein der vielseitig interessierte, weltläufige, elegante Gentleman Scholar verdiente uneingeschränkten Respekt. Wer Shaftesburys *Test of ridicule* nicht bestand, wer in Gesellschaft nicht mit lässiger Selbstverständlichkeit über seine Forschung sprechen konnte und wer nicht durch geschliffene, aber allgemein verständliche Essays Aufmerksamkeit erregte, wurde aus dem Klub der lebendigen Denker verstoßen und verspottet. Ideen und Witz, also Esprit im alten Sinne einer schnellen, funkelnden, produktiven Kombinationsgabe, galt damals als wichtigste Tugend des Gelehrten.

Selige Zeiten, glückliche Welt! Heute bieten britische Universitäten oft ein anderes Bild. Die vor über 200 Jahren glanzvoll errungene Freiheit, sich des eigenen Verstandes zu bedienen, hat sich vielfach in eine selbstverschuldete Unmündigkeit verkehrt. Der Politik einer Margaret Thatcher und ihrer Nachfolger ist es gelungen, unter dem Gebot ökonomischer Effizienz, pragmatischer Steuerung und lückenloser Kontrolle den freien Geist in Lehre und Forschung einzuschränken oder gar verkümmern zu lassen. Schlimmer noch: Der britische Aufruf kam unter gleichschaltenden Technokraten vieler Länder so gut an, dass sie sich unter dem Deckmantel umfassender Bildungsreformen in Bologna gegen die seit dem 13. Jahrhundert gewachsene Idee von der unabhängigen Universität verschworen.

Die auch in Deutschland stets wiederholte Empfehlung, sich am anglo-amerikanischen Modell zu orientieren, verdient kritische Aufmerksamkeit angesichts der Unkenntnis von Politikern, die sie aussprechen. Als

Hochschullehrer an einer führenden britischen Universität und mit der Erfahrung einiger Gastsemester in den USA möchte ich durch folgende Beobachtungen für einen differenzierteren Umgang mit vermeintlichen Vorbildern werben.

### 1 Bildung

In Deutschland macht man sich zu Recht Sorgen über den Bildungsstand von Studienanfängern. Weder für Großbritannien noch für die Vereinigten Staaten von Amerika liegen jedoch seriöse Vergleiche vor. Unterrichtserfahrungen in den drei Ländern zeigen indes, dass es um die Allgemeinbildung und die Erziehung zum selbständigen Denken in Deutschland gar nicht so schlecht bestellt ist. Insbesondere in England zählt weniger das Interesse an einem Gegenstand als die verschulte Anleitung, wie gute Noten zu erlangen sind. Themen für Seminararbeiten werden den Studierenden in der Regel nach genauer Kontrolle durch interne und externe Prüfer vorgegeben, statt sie zu individuellem Denken zu ermuntern. Bearbeitet werden die Aufgaben dann unter dem Schutz der Anonymität, sodass es nur selten zu Vor- oder Nachbesprechungen kommt. External Examiners überwachen dabei jeden Schritt, von der Themenformulierung bis zur Zweit- und Drittkorrektur. Insgesamt sind die vermittelten Themen zweitrangig – entscheidend ist vielmehr ein rascher BA-Abschluss an einer namhaften Institution als Eintrittskarte ins Berufsleben.

### 2 Lehre und Graduate Studies

Forschungsuniversitäten erlauben den Dozenten, ihre Lehre auf sehr spezielle Forschungsthemen zu beschränken. Seminare gelten nicht als Probebühnen für neue Interessen. Es sind umständlich beantragte und von verschiedenen Instanzen abgeseignete Module, die oft über Jahre hinweg im Angebot bleiben, nicht ohne die Gefahr der Langeweile. Die mag es zwar schon früher gegeben



haben, wie William Hogarth 1737 in der Karikatur einer Oxforder Vorlesung zeigt: ›Datur Vacuum‹ steht über dem aufgeschlagenen Skript, was die Zeitverschwendung oder die inhaltliche Leere versinnbildlicht.

Von Studierenden, deren mündliche Beteiligung heute kaum eine Rolle spielt, wird aber erwartet, dass sie den Hobbys ihrer Lehrer folgen und sie auch zum Gegenstand von Abschlüssen über den Bachelor hinaus machen. In den Geisteswissenschaften kommt es dazu relativ selten. Gegenüber Deutschland und den USA ist der Anteil der Magisterstudenten und Doktoranden winzig klein, nicht zuletzt aufgrund der hohen Gebühren.

Während amerikanische Universitäten ihre Graduate Students als Teaching Assistants bezahlen und damit junge Kollegen schon früh auf den akademischen Beruf vorbereiten, sind ihre britischen Kollegen auf Stipendien angewiesen. Der Hochschulnachwuchs kann so nicht gedeckt werden, die Zahl erfolgreicher europäischer Mitbewerber um Stellen steigt damit rapide.

### 3 Wissenschaft als Beruf

Wer nach der Dissertation als Lecturer von einer britischen Universität eingestellt wird, befindet sich indes in einer komfortablen Situation: Anders als befristete Assistentenstellen in Deutschland oder amerikanische Tenure-Track-Positionen handelt es sich um unbefristete (aber kündbare) Verträge mit vergleichsweise guter Bezahlung. Durch interne Promotion kann man Senior Lecturer (entsprechend einem amerikanischen Associate Professor) werden; Reader oder Professoren (Full Professor in den USA) sind hingegen recht selten. Die raren Professorenstellen werden entweder intern durch Stellenumwandlung geschaffen oder bei den renommierten Lehrstühlen durch Berufung von außen besetzt.

Ein deutlicher Vorzug britischer Universitäten ist die Großzügigkeit und Flexibilität bei Freistellungen von der Lehre. Das kann bis zu ein Semester in jedem zweiten Jahr umfassen, welches dann durch Drittmittel auf ein ganzes Jahr verlängert werden soll. Anträge bei Forschungsförderern sind ebenso geboten wie beliebt, mehrjährige Research Leaves bei voller Bezahlung oder der flexible Freikauf von Lehrverpflichtungen gehören zu den begehrtesten Gratifikationen. Doch wofür wird die gewonnene Zeit dann genutzt?

### 4 Forschungskontrolle

Das Maß aller Dinge in der britischen Hochschulforschung heißt RAE für Research Assessment Exercise. In regelmäßigen Abständen werden die Leistungen aller Universitäten von einer riesigen nationalen Kommission in sämtlichen Fächern evaluiert. Der Aufwand an Zeit und Kosten ist unbeschreiblich. Allein die Darstellung der dafür notwendigen Schritte umfasst mehr als 100 eng bedruckte Seiten. Jeder in der Forschung aktive Universitätsangehörige – also fast alle, denn ›bloß Lehrende‹ versucht man als ›not-RAEable‹ rechtzeitig zu entlassen – soll die vier besten Publikationen seit dem letzten RAE (2001) zur Begutachtung vorlegen. Die Auswahl – falls möglich – betreut in jedem Institut ein Forschungsbeauftragter, der wiederum übergeordneten Research Directors der gesamten Universität untersteht. Zusätzlich verfasst jede Einheit umfangreiche Selbstdarstellungen über das eigene Profil, die Forschungskultur und die Außenwirkung.

Da von dem Ergebnis die Reputation und die finanziellen Zuwendungen der Regierung abhängen, setzen die meisten Universitäten interne Kommissionen ein, die lange vor dem eigentlichen Abgabetermin (jetzt Ende 2007) zeitraubende Mock-RAEs durchführen, wobei zweifelhafte Selbstbewertungen gefordert werden. Zwar mag dieses Verfahren in einzelnen Fällen das Publikationsaufkommen intensivieren, in der Mehrzahl unterwirft es die Arbeit aber strategischen Überlegungen, die oft der Sache schaden. Zu selten findet man die Souveränität, diese leidige Übung einfach als kaum erheblichen Begleitumstand abzutun, da es doch im Grunde vielmehr auf die eigene Forschung ankommen sollte. Viel eher dominiert jene ängstliche Orientierung an Prüfungserwartungen, die man von spröden und schwunglosen Qualifikationsschriften aus Deutschland kennt.

In Großbritannien gefährdet diese Gängelung eine ganze akademische Kultur. Zaghafte Vorstreifen pflanzen sich so vom Undergraduate bis in die obersten Ränge eigenständiger Wissenschaft fort. Was einmal als notwendiges Stimulans zur Erfolgskontrolle gedacht war, hat sich inzwischen in ein System betrieblicher Selbstüberwachung verwandelt. Einer Öffnung Britanniens gegenüber der internationalen Respublica literaria steht sie im Wege. Vor einer Nachahmung solcher Qualitätskontrollen kann also nur gewarnt werden.



Thomas Becker

## Die groben und die feinen Unterschiede

### Große Vögel, kleine Vögel

Zum Problem der Eliten-Produktion fällt mir zunächst eine Geschichte aus dem Film Pasolinis *Große Vögel, kleine Vögel* ein. Da lässt der heilige Franz von Assisi zu Beginn des 13. Jahrhunderts seine Mönche antreten und belehrt sie eindrücklich, dass die Verbreitung einer innovativen Soziallehre anstehe: die des deutschen Carlo Marx. Die marxistische Botschaft des Films mag hier nicht interessieren, weil sie eher dem Zeitgeist der italienischen Linken in den 1950er Jahren entspricht. Die surrealistische Persiflage Pasolinis wirft indes ein Schlaglicht auf das spannungsreiche Verhältnis von Elite und Normalität in den Wissenschaften.

Im Film beauftragt Franz von Assisi einen kleinen Mönch mitsamt einem Novizen, den Vögeln die neue Soziallehre zu predigen. Auf dem Weg zur Erfüllung des Auftrags und unbeachtet vom charismatischen Übervater lässt dann der junge Novize seinem spöttischen Unmut freien Lauf: Wie das denn gehen solle – Vögel bekehren? Der erfahrene Mönch aber verteidigt ehrfürchtig sein Vorbild: »Nun ja, die Großen, weißt du, die machen halt alles mit Glauben. Aber wir Kleinen müssen es eben mit der Wissenschaft halten.«

Damit kommt jenes Problem der Kulturproduktion zur Sprache, das sich trotz aller Unterschiede zwischen religiösen und wissenschaftlichen Feldern schon früh als paradigmatisches Grundproblem in der Entwicklung abendländischer Rationalität bemerkbar machte: An die Stelle von allgemein verständlichen Doktrinen rückte zunehmend eine wissenschaftliche Rationalisierung mit Arbeitsteilung und methodischer Nachprüfbarkeit. Außergewöhnliche Leistungen werden damit zwar eher zur Normalität einer größeren sozialen Gruppe von Experten. Aber zugleich entfernt sich die Wissenschaft durch diese gehobene Art der Normalisierung immer mehr von der Sprache der Gesellschaft. Denn Expertenwissen ver-

langt eine elitäre Eigenlogik, die nicht der alltäglichen Wahrnehmung entsprechen kann. Die Professionalisierung der Experten wird damit jedoch nicht nur effektiver, sie tendiert leider auch notwendig dazu, Probleme der Gesellschaft weniger wahrzunehmen. Man sollte nicht übersehen, dass es auch in der jüngsten Vergangenheit weniger der normalisierte Hauptstrom der Wissenschaftler, sondern Außenseiter waren, die zuerst die Aufmerksamkeit auf die Risiken des Treibhauseffektes lenkten.

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu übernahm von Max Weber die Unterscheidung zwischen Priester und Prophet des religiösen Feldes, um den Konflikt zwischen Außenseiter und normalisiertem Expertenwissen als einen wichtigen sozialen Motor aller kulturellen Felder zu beschreiben: Gibt es nicht in jedem Feld (Kunst, Religion, Politik, Wissenschaft etc.) den Kampf der heterodoxen Propheten gegen die Orthodoxie, das heißt einer noch nicht etablierten prophetischen Avantgarde gegen die institutionell abgesicherten Vertreter eines Feldes?<sup>1</sup> Letztere sind meist bestrebt, den als normal angesehenen reibungslosen Status quo zu wahren.

Auch Franz von Assisi war nur knapp der Anklage der Ketzerei entgangen, da seine Lehren den arrivierten Eliten in Rom zu häretisch klangen. Andererseits sollte jedoch auch nicht unerwähnt bleiben, dass bei aller Sympathie für den Kampf gegen eine saturierte Elite das Misstrauen der damaligen römischen Kurie keineswegs unberechtigt war: Auf allen Feldern der Kulturproduktion gab und gibt es eben die falschen Propheten, die mehr auf die Anerkennung von außen als auf eine Erneuerung der Profession zielen. Diese Gefahr dürfte in unserer Zeit globaler Kommunikation kaum abgenommen haben. Das beste Beispiel dafür sind die erst vor Kurzem bekannt gewordenen Fälschungen in der Biogenetik. Die Entwicklung dieser Disziplin ist in der medialen Öffentlichkeit zum Magneten massenwirksamer Wissenschaftsprophetien geworden.



Avantgardistische Positionen des Nachwuchses sind für arrivierte Vertreter eines Faches nicht nur eben deswegen schwer einschätzbar, weil ihre Theorien fremd und ungewohnt klingen. Vielmehr entsprechen sie oftmals zunächst noch nicht dem Professionalisierungsgrad, der von einem historisch erarbeiteten Erkenntnisstand in den jeweiligen Disziplinen gefordert wird. Eine arrivierte *Elite* kann diese nachfolgenden *Avantgarden* daher jederzeit mit guten, rationalen Argumenten im Keim ersticken – damit aber auch den Hang zur Distinktion gegenüber dem etablierten Status quo. Bourdieu nannte dies in Anlehnung an den zu kritisierenden Ethnozentrismus ehemaliger Sozialwissenschaften Ethnoprofessionalismus: Das Zentrum der arrivierten Elite kann auf diese Weise immer auf die besseren Argumente verweisen. Aber innovative und experimentelle Wege, die auch auf die Gesellschaft in einem dynamischen Sinne reagieren, haben damit nicht mehr die Chance zum professionellen Reifungsprozess. Das aber ist eine notwendige Voraussetzung, um die Legitimationsfunktion von Wissenschaften für politische Entscheidungen in demokratischem Sinne weiterzuentwickeln.

### Die USA als Vorbild?

Habituelle Einstellungen prägen die Wahrnehmung der sozialen Welt. Die symbolische Beharrung in Form einer dauerhaften, über verschiedene Generationen anhaltenden Homogenität des Habitus der arrivierten Eliten ist an den Elite-Universitäten in den USA, England und Frankreich in der Tat deutlich sichtbar. Konflikte zwi-

der staatlichen Universitäten des prophetischen Wunschlandes USA empirisch-wissenschaftlich und nicht nur mit dem festen Glauben an die dort lange bestehenden gut funktionierenden Elite-Einrichtungen: Neueste Studien des Education Trust (August 2006)<sup>2</sup> zeigen, dass die soziale Ungleichheit an den staatlichen Universitäten der USA seit 30 Jahren rapide angestiegen ist. 1974 schlossen 40 Prozent der Studierenden aus Familien mit höherem Einkommen (Jahreseinkommen etwa bei 100 000 Dollar) das College mit einem Bachelor ab, 6 Prozent aus Familien mit unterem sozialem Einkommen. 2003 waren es 75 Prozent der Kinder aus Familien mit höherem Einkommen gegen nur 9 Prozent mit niedrigem Einkommen. Die Anzahl der Studierenden, die im Laufe der letzten 30 Jahre Gelder zur Unterstützung ihres Studiums (wie Stipendien) erhielten, fiel dabei mehr als doppelt so hoch aus wie die der Studierenden aus einkommensschwachen Familien. Ein Grund hierfür scheint eben in jener Praxis des Universitäts-Rankings zu liegen, das wir als Vorbild für die Rationalisierung von Elite-Bildung übernehmen wollen: Die Colleges fördern automatisch (und keineswegs intentional bewusst) ebenjene Studenten aus einkommensstarken Familien, die ihre Kinder auf bessere Highschools schickten und ihnen damit ein höheres kulturelles Startkapital vermitteln. Die früh einsetzende Förderung durch Stipendien dient umgekehrt dem Interesse der Colleges an einer sicheren Kalkulation für ihre bessere Positionierung im Ranking.

Gerade der Versuch, möglichst früh die akademische Laufbahn zu bestimmen – was angeblich eine junge, unabhängige, begabte Nachfolgegeneration erbringen soll –, kann eine wirksame Strategie der symbolischen

*Eine arrivierte Elite kann die nachfolgenden Avantgarden jederzeit mit guten, rationalen Argumenten im Keim ersticken – damit aber auch den Hang zur Distinktion gegenüber dem etablierten Status quo.*

schen jungen Häretikern und etablierten Orthodoxen kommen selten vor. Da hilft auch nicht die oft in der deutschen Presse zu vernehmende Beschwichtigung, dass wir mit der Bildung von Elite-Universitäten ja nicht denselben Fehler machen müssen; denn eine solche Entwicklung ist in den Elite-Einrichtungen der genannten Länder keineswegs intentional gesteuert.

Folgen wir einmal dem Ratschlag des kleinen Mönchs in Pasolinis Film und betrachten zunächst die Situation

Beharrung und damit Veralterung in der Eliten-Bildung darstellen. Der Habitus bildungsferner Schichten braucht in der Regel eine längere Zeit zur Adaption des Bildungssystems, weil ihm das durch die Familie schon bereitgestellte kulturelle Wissen und die Kenntnis von effektiven Strategien weniger zur Verfügung stehen. Niemand beginnt auf dem Bildungsmarkt unserer Institutionen bei null. In der Konkurrenzsituation bedeutet dies für Studenten aus einem bildungsfernen Milieu nicht nur ein



Mehr an Arbeit und Zeit, um gegenüber Studenten aus bildungsnahen Schichten zu bestehen. Häufigere strategische Fehlentscheidungen aus mangelnder Kenntnis des Systems führen von Beginn an auf Umwege, die dann die Konkurrenzsituation verschlimmern und an der Motivation zehren. Laut dem Education Trust scheitern in den USA über 70 Prozent der Studenten aus Familien mit schwachem Einkommen im ersten Jahr am College, während dies bei den Studenten aus Familien mit höherem Einkommen nur 23 Prozent sind. Bourdieu hat diesen Selektionsmechanismus in dessen zynischer Systemrationalität mit den Worten benannt: »Kulturelles Nicht-Wissen schützt vor Bestrafung nicht.«<sup>3</sup>

### Nachhaltigkeit oder gehobene Normalisierung in der Eliten-Bildung?

Je früher irreversible Entscheidungen im Bildungssystem angesetzt werden, desto weniger besteht für Studenten aus bildungsfernen Familien die zeitraubende Möglichkeit, kulturelles Nicht-Wissen und zusätzliche strategische Fehlentscheidungen zu korrigieren. Die biologische Verjüngung des Masterstudiengangs durch die Einführung des Bachelorabschlusses, der schon nach dem sechsten Semester die Entscheidung für ein qualitativ höheres Studium herbeiführt, produziert daher nicht nur eine zunehmende soziale Homogenisierung der Eliten. Diese wird gerade durch das jüngere biologische Alter, das der Eintritt in ein höherwertiges Masterstudium ermöglicht, verdeckt: Die Verjüngung erscheint nämlich wie eine Reform alternder Eliten. Aber die habituell-mentale Einstellung der nachfolgenden Generation zur sozialen Realität wird sich durch die nun früher einsetzende Selektion zunehmend aus der gleichen sozialen Schicht rekrutieren wie die der schon arrivierten Elite. Verjüngung der Elite kann nicht der Selbstzweck einer Reform sein.

Diesen Effekt kann man auch mit den Ergebnissen der PISA-Studie in Deutschland empirisch belegen. Während die bayerische Landesregierung gern darauf verweist, dass die Schüler in ihrem Land die besten Ergebnisse erzielen, verschweigt sie, dass in ihrem Bundesland die Chancenungleichheit den höchsten Stand aufweist: Bundesweit hat laut PISA-Bericht von 2005 bei gleichem Wissensstand ein 15-Jähriger aus reichem Elternhaus eine 4-mal so große Chance, das Abitur zu erlangen, wie

ein Schüler aus einer sozial schwächeren Position. Dies mag schon alarmierend genug sein, aber in Bayern ist sie 6,65-mal so hoch. Und umgekehrt erzielt zwar Brandenburg den besten Wert von 2,38 – liegt aber dafür in den Schülerleistungen auf den letzten Plätzen.

Dass ethnische Minderheiten in Deutschland besonders schlecht abschneiden, geht wohl nicht »nur« auf mangelnde Sprachkenntnisse, sondern auch auf die Unmöglichkeit zurück, jene Formen des kulturellen Kapitals an die nächste Generation weiterzugeben, welche die schulische Anerkennung im deutschen Bildungssystem besitzen. Die Weitergabe legitimen kulturellen Kapitals (wie etwa sprachlicher Kompetenz) ist dagegen in Familien bildungsnaher Schichten besonders hoch. Die guten Ergebnisse Bayerns eignen sich also bestens dazu, eine klassische Leitkultur des Bestehenden zu zementieren, indem man auf gute Position im Ranking verweist.

Die jetzige Debatte um Eliten der Universitäten tendiert dazu, schon bestehende Gefälle zum Maßstab der Beurteilung zu machen, um das Risiko der gesellschaftlichen Fehlinvestitionen in den wissenschaftlichen Nachwuchs kostengünstig zu minimieren. Wer indes die Frage nach der effektiven Investition in Eliten-Bildung identisch mit der Frage nach der demokratischen Legitimationsfunktion von Wissenschaft sieht, ist einer seit Jahren grassierenden mentalen Revolution des Neoliberalismus erlegen: Diese möchte uns weismachen, dass Innovationen immer nur durch Marktgesetze in Gang gebracht werden können. Aber gerade die hyperdynamischen Kräfte einer schnellen, marktgerechten Kalkulation stützen die bewahrende Normalisierung in den Wissenschaften, wie es sich an der Homogenisierung der Elite in den USA, Frankreich und England zeigt. Exzellenz gerät dann zu einem bloßen Wort, das vielmehr auf die Effektivierung einer gehobenen Normalisierung zielt.

Wenn Medien die vierte Gewalt in einer Demokratie genannt werden, so dürfte die Legitimationsfunktion der Wissenschaften für politische Entscheidungen die fünfte sein. Diese Funktion von Wissenschaft kann nur durch den Konflikt zwischen Außenseitern und wissenschaftlicher Normalität in demokratischen und nachhaltigen Bahnen gehalten werden. Die soziale Bedingung der Möglichkeit von Außenseitern, Häretikern und unorthodoxen Sichtweisen liegt in der Förderung sozialer und kultureller Vielfalt innerhalb des Bildungssystems beschlossen. Möglicherweise muss auch der Kanon an schulischem Wissen neu definiert werden, um einer kulturell-





Rudolf G. Wagner

## CatchUp. Die chinesische Karte

*China ist das Treibhaus des 21. Jahrhunderts. Hier gibt es alles, und das unter Treibhausbedingungen: Sozialismus und Kapitalismus, Parteiherrschaft und Konsumentenfreiheit, neue Megastädte und verödete Dörfer, Vergreisung und Verjüngung, Abriss der sozialen Netze und gewaltige Wachstumsraten, atemberaubenden Dreck in der Luft und Autoabgasregeln, die schärfer sind als in den meisten amerikanischen Staaten. Kein anderes Land kann mit einer solchen Menge und Dichte dringender Probleme aufwarten. An und in ihnen werden Hunderte von Heideggern, Webern und Habermasen heranwachsen.*

So – oder etwa so – vernahm man es von Liu Dong, Professor an der Peking Universität und Herausgeber einer der besten geisteswissenschaftlichen Zeitschriften der VR China, in einer Vorlesung 2001 in Heidelberg.

Die KP-Regierung teilt diese frohe und dringliche Erwartung und artikuliert sie in Fünfjahres- und Perspektivplänen der Wissenschaftsentwicklung, die sich allerdings vor allem auf Technologie und rasch umsetzbare wissenschaftliche Ergebnisse konzentrieren. Ihre Zeitungen veröffentlichen Ranglisten, in denen sich chinesische Universitäten am asiatischen und globalen Wettbewerb messen. In der Purpurprosa dieser Berichte wird jeder Aufsatz von einem Autor chinesischen Namens in einem angesehenen Fachblatt zum Triumph der Nation. Um Voraussetzungen für wissenschaftlich-technische Forschung im Bereich Hardware-Ausstattung und Personalanwerbung zu schaffen, stellt die Regierung erhebliche Mittel bereit.

In der schönen Gewohnheit, eine Entwicklung von zwei oder drei Jahren gradlinig 50 oder 100 Jahre bis zum sensationellen Gipfel fortzuschreiben, sehen auch manche Artikel in der Presse unseres Landes China und Indien bereits als die wissenschaftlichen Supermächte der nächsten Jahrzehnte.

Literarisch folgen alle diese Darstellungsformen den Regeln des sozialistischen Realismus, welche es, wie Shadnov so anschaulich sagte, verlangen, das Leben »nicht scholastisch, nicht tot, nicht einfach als ›objektive Wirklichkeit‹, sondern als die Wirklichkeit in ihrer revolutionären Entwicklung« darzustellen,\* selbst wenn die heutigen Autoren den dieser Entwicklungsprojektion zugrunde liegenden Bewegungsgesetzen meist nicht mehr recht glauben wollen.

Seit Ende des 19. Jahrhunderts definieren chinesische Eliten den Reichtum und die Macht der Nation als das alles andere dominierende Staatsziel und das Aufholen des Fortschritts und der Zivilisation der großen Mächte als den raschesten Weg dorthin. Wissenschaft und Technik haben allein hier ihren Ort und ihre Aufgabe. Die kommunistische Elite eroberte die Macht durch Propaganda und Gewehre, nicht durch Wissenschaft. Die Intelligenz war ihr natürlicher Gegner nach 1949, als die Macht erobert und plötzlich Sachkompetenz in Abwasermanagement, Metalllegierungen oder Quellenkritik gefragt war, um diese Macht zu verwalten und bei dem Catch-up-Rennen nicht zurückzufallen.

In den ersten Jahrzehnten nach 1949 lag der alleinige Schwerpunkt auf der Produktionsentwicklung mit bekannten Technologien und der Ausmalung des marxistisch-leninistisch-stalinistischen Gesellschafts- und Geschichtsbildes. In der Arbeitsteilung des sozialistischen Lagers war die Sowjetunion für die harte Forschung zuständig. In dieser Konstellation glaubte die KPCh, es sich leisten zu können, die ›Spezialisten‹ als eine im Kern ›bürgerliche‹ und dem Proletariat eher feindlich gesinnte Schicht in einer Serie von politischen Kampagnen zu dezimieren und zu demoralisieren. Nur nach einer erfolgreichen ›Umerziehung‹ konnten sie als Teil des ›Volkes‹ anerkannt werden.

Erst mit dem sino-sowjetischen Bruch, einer weiteren Verhärtung der Kampagnen gegen die Intelligenz (›Kul-



turrevolution) und einem befürchteten sowjetischen Schlag wurde Ende der 1970er Jahre wahrgenommen, dass inzwischen im Westen eine Entwicklung angelaufen war, die den unweigerlichen Zusammenbruch des Kapitalismus aufs Neue herauszögerte und eine Aufholjagd noch verzweifelteren Tempos erforderte: die quantitative Explosion der in Wissenschaft und Forschung Tätigen, das von ihnen getriebene, exponentiell gestiegene Innovationstempo und die damit entstehenden neuartigen Industriezweige etwa der Informations- und Gentechnologie.

Zwei Ziele sollten nun zugleich verwirklicht werden, die Erhaltung des absoluten Machtmonopols der Partei und die Entfaltung des Innovationspotenzials der Intelligenz. Manche Leute halten das für einen Widerspruch in sich. Die bis heute angebotene Lösung: Die Intelligenz sowie Intellektuelle, die zu Unternehmern wurden, erhielten die begehrte Klassenmarke ›Volk‹ (statt ›Klassenfeind‹) und durften hoffen, in die KP aufgenommen zu werden, die dafür nun mehr mit patriotischer denn mit sozialistischer Verve die Aufholjagd zu leiten versprach. Die ersten 20 Jahre dieser neuen Politik bis zur Jahrtausendwende hatten vor allem einen gewaltigen Braindrain in die USA zur Folge.

Seit dem Wirtschaftsboom infolge der auslandschinesischen und ausländischen Investitionen sind auch die Devisen zur Hand, um die Hardware-Voraussetzungen für technische und wissenschaftliche Innovationen zu schaffen und einige der Auswanderer mit guten Gehältern und meist unter Beibehaltung ihres amerikanischen Jobs zurückzulocken. Ein Modell hierfür könnte Taiwan sein, dessen intellektuelle Elite sich in den Sechzigerjahren aus dem muffigen Militärstaat in die USA davongemacht, aber bereit war, zu liberaleren Zeiten und besseren Gehältern und mit einem echten amerikanischen Ph.D. zurückzukommen. Sie hatte zudem das Glück, dass der Staatspräsident Jiang Jinguo ein paar Jahre später, 1987, das Militärrecht aufhob und freie Wahlen erlaubte, um die demokratische Legitimität des Inselstaats zu erhöhen, dem das Festland mit einer patriotischen Vereinbarung droht.

In den vergangenen fünf Jahren sind einige der technischen und institutionellen Voraussetzungen geschaffen worden, um den chinesischen Gezeitenabstand gegenüber dem besten Weltstandard zu verringern. Auf der anderen Seite blieb das Grundmodell einer strikten Parteiherrschaft unverändert. In jedem Physik- oder Ge-

schichtsinstitut ist der Parteisekretär der Mann, an dem man nicht vorbeikommt. Die KP China hat dabei einen wichtigen Kapitalstock aus der Vergangenheit geerbt: die weithin geteilte, auch in 50 Jahren chinesischen Sozialismus nicht ganz abgetragene Vorstellung, dass Bildung den Weg nach oben ebene. Bildung in dieser Tradition bezog sich zwar eher auf regierungsfremd nachbetende Klassikergelehrsamkeit und nicht auf unabhängiges, geschweige denn wissenschaftliches Denken. Gleichwohl formten sich vor diesem Hintergrund zwischen den Kriegen (bei schwachem Staat) erste Ansätze auch einer modernen wissenschaftlichen Elite in den Natur- und Geisteswissenschaften. Deren rehabilitierte Schüler und Enkelschüler kann man noch hier und da aufspüren. Die Vorstellung eines auch vom Diktat der patriotischen Traditionserfindung unabhängigen Gelehrten ist bis heute so sensationell geblieben, dass die wenigen Prachtexemplare wie der Historiker Chen Yinke unter Insidern ikonischen Status genießen.

Die offiziellen Ikonen hingegen sind Gelehrte wie Guo Moruo, der zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages 1992 regierungsamtlich wahrhaftig und ganz wörtlich in den Rang eines ›Weltkulturgiganten‹ erhoben wurde. Ein Mann vielfacher literarischer, philologischer und archäologischer Begabung, hatte er sich diesen Rang gleichwohl vor allem durch die in ihrer Schamlosigkeit schon wieder unterhaltsame Panegyrik für Mao und die vorausseilende Adaptation an die jeweils letzte Wendung der Parteilinie erworben.

Das chinesische Erziehungswesen hat insgesamt die schlechtesten Traditionen übernommen – die Nachahmung kaiserzeitlicher Tradition sowie des Orthodoxie- und Ortholalietrainings der Tradition des sozialistischen Lagers. Auch die modernste Ausrüstung bleibt reines Statussymbol, solange die Menschen, die mit ihr arbeiten, durch dieses innovationsfeindliche Training gegangen sind und solange sie in einem institutionellen Rahmen arbeiten, in dem die offene Artikulation kontroverser Meinungen ganz grundsätzlich als Bedrohung der staatlichen Ruhe und Stabilität gilt.

Es gibt ein Fachgebiet, die Sinologie, auf dem chinesische Gelehrte einen Meilenvorsprung vor aller Konkurrenz haben sollten. Am Zustand dieses Faches kann vielleicht ermessen werden, welcher Weg noch vor der Wissenschaft und den wissenschaftlichen Eliten der VR China liegt. Im Gegensatz zu anderen alten Kulturen wie der sumerischen, ägyptischen oder griechischen überlebte





die chinesische Tradition mit einiger Kontinuität auch Jahrhunderte der Herrschaft durch andere Völker und Kulturen und tief greifende religiöse und konzeptionelle Veränderungen durch den Buddhismus und in der Moderne den Westen (einschließlich der Sowjetunion). Insofern gibt es eine gewisse Kontinuität der Gelehrsamkeit und Kompetenz bis in die Gegenwart. In der VR China gibt es jedoch kein einziges forschungsfähiges sinologisches Institut. Die chinesische Kultur ist ein Teil des kulturellen Erbes der Welt, keine Privatjagd chinesischer Gelehrter. Seit Ende des 19. Jahrhunderts wird sinologische Forschung in vielen Ländern und Sprachen betrieben, und die überwältigende Mehrheit der wichtigsten neuen Erkenntnisse wurden und werden bis zum heutigen Tage außerhalb Chinas und zum sehr großen Teil von Gelehrten ohne ethnische chinesische Identität erbracht.

Der Kontakt der VR-China-Sinologie mit der sinologischen Forschung findet nahezu ausschließlich über eine geringe Zahl von Übersetzungen ins Chinesische statt.

*Die chinesische naturwissenschaftliche Elite hält sich gegenwärtig weitgehend im Ausland auf. Ironischerweise mag es die politische Motivation des Nationalismus sein, die dem Land die kostengünstige Rückkehr einer jenseits der eigenen Bedingungen ausgebildeten Elite beschert.*

Deren Auswahl ist notgedrungen zufällig, die Qualität der Übersetzungen uneben und generell eher schlecht, ihre Verspätung immer erheblich, und sie müssen den jeweiligen Akzeptanzbedingungen der Propaganda-Abteilung entsprechen. Man wird selbst in der Pekinger Staatsbibliothek vergeblich nach den gängigsten Standardwerken und Fachzeitschriften suchen, in der Zentralbibliothek der Peking Universität sowie in den Institutsbibliotheken fehlen nicht-chinesische sinologische Werke ganz. Der Einfluss der Übersetzungen ist jedoch erheblich, wenngleich selten durch entsprechende Verweise dokumentiert. Obwohl Englisch inzwischen obligatorisch für die Studierenden etwa der Peking Universität ist, liest von zehn Professoren des hoch angesehenen Instituts für chinesische Literatur der Peking Universität nur einer ein wenig Englisch, keiner spricht es.

Die Wissenschaftskultur ist weiterhin geprägt von den langen Jahren sozialistischer Kollektivautorenschaft, in denen individuelle Einsichten als Zeichen bürgerlichen Karrierismus galten. Unter chinesischen Gelehrten heute

hat endlich durch alle Fachrichtungen hindurch eine kritische Diskussion über die verbreitete Plage des Plagiats begonnen. Die kulturellen, sozialen und institutionellen Wurzeln dieser Plage werden jedoch auch hier selten angesprochen.

Die staatliche Lenkung der Naturwissenschaften der VR China geschieht vor allem über Schwerpunktsetzungen mit entsprechender finanzieller Ausstattung. In den Überbauwissenschaften (Geistes- und Sozialwissenschaften) werden die Leitlinien zudem von der Propaganda-Abteilung der Partei vorgegeben, und ihre Einhaltung wird kontrolliert. Das geschieht nicht hinter dem Vorhang, sondern ist selbstverständlicher Bestandteil der Staatsstruktur. Beim ersten World Forum of Chinese Studies in Shanghai vor zwei Jahren etwa erging die Einladung an die ausländischen Wissenschaftler von der Shanghaier Akademie für Sozialwissenschaften, die Projektierung und (reichliche) Finanzierung kam jedoch von der Shanghaier Sektion der Propaganda-Abteilung. In den Konferenzunterlagen, die erst im Hotelzimmer in

Shanghai überreicht wurden, tauchte der Vorsitzende der Shanghaier Sektion der Propaganda-Abteilung der KP höchstpersönlich als Ehrenpräsident der Konferenz auf. Unter den sichtbar Nicht-Eingeladenen befand sich ein hoch angesehener sinologischer Kollege aus Stockholm, Mitglied des Komitees für die Auswahl des Literaturnobelpreises, der den Fehler gemacht hatte, im schwedischen Fernsehen zu bemerken, er könne sich Taiwan durchaus als selbständiges Land vorstellen.

Diese Situation spiegelt sich in der Operationsweise der meisten ausländischen Sinologen. Sie reisen nach China in einer Art ›Hit-and-run-Mission‹, um dort Quellen zu suchen und – in engen Grenzen – Feldforschung zu treiben, und schleppen dann ihre Ernte nach Hause, um sie unter Rückgriff auf die Fachliteratur auszuwerten.

Professionelle Forschung in anderen Gebieten der Geistes- und Sozialwissenschaften, die mit China nicht direkt zu tun haben, muss auch noch auf den Platzvorteil der chinesischen Quellen verzichten.



Die chinesische naturwissenschaftliche Elite hält sich gegenwärtig weitgehend im Ausland auf. Ironischerweise mag es die politische Motivation des Nationalismus sein, die dem Land die kostengünstige Rückkehr einer jenseits der eigenen Bedingungen ausgebildeten Elite beschert. Etliche Naturwissenschaftler chinesischer Abstammung sind in der Sprache von Radio Eriwan »im Prinzip« zu einer solchen Rückkehr bereit. Sie finden hybride Formen, um unterschiedlichen Bestrebungen und Ängsten Rechnung zu tragen. Die häufigste ist der Verbleib auf einer festen Position in den USA, wo die Forschung gemacht wird, zusammen mit einer gut bezahlten Assoziierung mit einer chinesischen Universität. Diese Konstellation ist von beiderseitigem Vorteil: Die Wissenschaftler profitieren von dem Kontakt zur chinesischen Universität, und diese selbst erhöht ihr Standing und verbucht einen Image-Gewinn, weil die assoziierten Wissenschaftler in ihren Veröffentlichungen sich auch als Angehörige dieser

chinesischen Universitäten identifizieren. Die Frage stellt sich also, ob der Staat jene Bedingungen schaffen will und kann, unter denen diese Rückkehrer mit ähnlicher Innovationskraft in China arbeiten können, wie sie es in dem Land praktizieren, dessen Greencard sie bislang so sorgfältig gültig halten.

Die Stilgattung des sozialistischen Realismus hat neben dem purpurfarbenen Optimismus, der gewiss Hoffnungen auf die Zukunft freisetzen mag, immer auch das Problem, dass sie sich schlecht mit dem harten Blick auf die Probleme der Gegenwart und die mühseligen Wege zu ihrer Überwindung verträgt.

\* A. Zdanov: »Die Sowjetliteratur, die ideenreichste und fortschrittlichste Literatur der Welt«, Rede auf dem Ersten Allunionskongress der Sowjetschriftsteller, Moskau 17. 8. 1934, in: H.-J. Schmitt und G. Schramm (Hg.): Sozialistische Realismuskonzeptionen. Dokumente zum 1. Allunionskongress der Sowjetschriftsteller. Frankfurt am Main 1974, S. 47

## »Nicht Erfinder, sondern Finder« – Raffael Rheinsbergs Installationen

Raffael Rheinsberg, geboren 1943 in Kiel, lebt und arbeitet in Berlin und im Hunsrück; 1958 bis 1961 Lehre als Former und Gießer, 1973 bis 1979 Studium an der Fachhochschule für Gestaltung in Kiel; 1984 Deutscher Kritikerpreis, Förderpreis Bildende Kunst des »Kunstpreis Berlin« der Akademie der Künste Berlin, 1988 Kulturpreis der Stadt Kiel, 1994 Landeskunstpries von Schleswig-Holstein.

»Raffael Rheinsberg arbeitet mit sorgsam ausgesuchten und in großen Mengen inszenierten Fundobjekten. Es sind Objekte, die für das Sozialgefüge an einem bestimmten Ort und in einer bestimmten historischen Situation, vergangen oder gegenwärtig, eine herausragende Rolle spielen. Meist sind es die sogenannten kleinen, übersehenen und alltäglichen Dinge, denn, so lautet das Credo des Künstlers, jedes Ding hat eine Seele. Rheinsbergs Installationen sind Räume, in denen sich diese Ding-Seelen entfalten, zu sprechen beginnen und von den historischen Hintergründen sowie den darin herrschenden Wertvorstellungen Zeugnis ablegen.«

(Andreas Jürgensen: Katalog zur Ausstellung »Raffael Rheinsberg, Unterschicht – Mittelschicht – Oberschicht«. Württembergischer Kunstverein, Stuttgart 2002)



### Ganzseitige Abbildungen:

Seite 4: »Auf Zeit« (Uhrenteile), Rottweil 1994

Seite 12: »Totes Neon« (Teile von Buchstaben aus Neonröhren), Berlin 1993

Seite 26: »Fragment« (Holz und Frottage, Bruchstücke einer Propagandatafel), Berlin 1990

Seite 44: »Im Raster« (Zielscheiben aus Papier), Berlin 1992

Seite 62: »Kopf und Lappen« (Stahl), Paderborn 1997

Seite 72: »Grand Prix« (Gefäße aus Autoreifen), São Paulo 1994

## Autoren

**Thomas Becker** studierte Philosophie und Kunstgeschichte in Tübingen und Berlin; Promotion an der FU Berlin; Lektor an der ENS Fontenay-aux-Roses; er nahm teil an Forschungsseminaren Bourdieus an der EHESS Paris; 2003 Habilitation am Kulturwissenschaftlichen Institut der HU Berlin; derzeit wissenschaftlicher Mitarbeiter im SFB ›Ästhetische Erfahrung im Zeichen der Entgrenzung der Künste‹ an der FU Berlin. Letztes Buch: *Mann und Weib – schwarz und weiß* (2005).

**Rüdiger vom Bruch** studierte Geschichte und Germanistik; 1990 Ruf nach Tübingen, 1993 Lehrstuhl für Wissenschaftsgeschichte der HU Berlin; 1996/97 Konrad-Adenauer-Professor an der Georgetown University, 2006/07 Forschungsstipendiat am Historischen Kolleg in München. Publikationen zur Kultur-, Sozial- und Wissenschaftsgeschichte 18. bis 20. Jahrhundert; Mitherausgeber des *Jahrbuchs für Universitätsgeschichte*.

**Heinz Duddeck**, geboren 1928, Promotion und Habilitation an der TH Hannover in Bauingenieurwesen. 1959 bis 1961 Stanford University, 1961 bis 1965 Baupraxis. Seit 1966 Professor für Statik an der TU Braunschweig. Arbeitsgebiete: Statik der Baukonstruktion und Tunnel; nichtlineare Berechnungsmethoden der Strukturmechanik; Ingenieur und Gesellschaft. Mitglied der BBAW.

**Hans-Martin Gauger**, geboren 1935, studierte romanische, englische, deutsche Philologie und Philosophie in Tübingen, Leicester, Paris und Santander. Assistent bei Mario Wandruszka. Habilitation 1968 in romanischer Philologie, 1969 bis 2000 Professor für romanische Sprachwissenschaft in Freiburg i. Br. Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Letztes Buch: *Das ist bei uns nicht Ouzo. Sprachwitze* (2006).

**Michael Hartmann**, geboren 1951, Studium der Soziologie, Politikwissenschaft, Philosophie, Psychologie, Geschichte und Germanistik an den Universitäten Marburg und Hannover; Professor für Soziologie an der TU Darmstadt; Arbeitsschwerpunkte: Eliten im internationalen Vergleich, transnationales Management, Bildungsreformen in internationaler Sicht. Zuletzt erschien: *Sociology of Elites* (2006).

**Stefan Hornbostel**, geboren 1955, sozialwissenschaftliches Studium an der Georg-August-Universität Göttingen, Promotion an der FU Berlin, Professur am Institut für Soziologie der Universität Dortmund, Professur am Institut für Sozialwissenschaften der HU Berlin, Leitung des Instituts für Forschungsinformation und Qualitätssicherung in Bonn.

**Carsten Hucho**, geboren 1964, ist nach Postdoc-Aufenthalt in den USA und Bayern seit 1999 am Paul-Drude-Institut

für Festkörperelektronik in Berlin. Arbeiten an kollektiven elektronischen Phänomenen und neuen Konzepten der Informationsverarbeitung. Wissenschaftlich-administrativer Koordinator des Instituts.

**Ferdinand Hucho**, geboren 1939, ist Professor emeritus für Biochemie an der FU Berlin. Autor von mehr als 200 Primärpublikationen. Mitglied der BBAW, Sekretar der Biowissenschaftlich-Medizinischen Klasse, Initiator und Sprecher der Interdisziplinären Arbeitsgruppe ›Gentechnologie-Bericht‹ der BBAW.

**Christoph Kehl**, geboren 1972, erhielt 1997 das Diplom als Naturwissenschaftler von der ETH Zürich und 2004 den MA in Philosophie von der FU Berlin; von 1999 bis 2003 war er Redaktionsassistent der GEGENWORTE. Er promoviert an der HU Berlin zu medizinischen Konstruktionen von Erinnern und Vergessen und arbeitet als freier Lektor.

**Rainer Maria Kiesow** lehrt als Privatdozent am Fachbereich Rechtswissenschaft der Universität Frankfurt am Main und forscht am Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte in Frankfurt am Main. 2000 bis 2005 Mitglied der Jungen Akademie. Bücher u. a.: *Das Alphabet des Rechts* (2004); *Kredite in der Risikogesellschaft* (2005); *Gesichter der Wissenschaft. Eine Studie über gesellschaftliche Klischees von Wissenschaft* (Mitherausgeber, 2005).

**Andreas Knie**, Politikwissenschaftler; wissenschaftlicher Mitarbeiter der Abteilung ›Innovation und Organisation‹ des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB), Bereichsleiter DB Rent GmbH, Geschäftsführung Innovationszentrum für Mobilität und gesellschaftlichen Wandel GmbH (InnoZ) und Professor im Fachbereich Soziologie an der TU Berlin; Forschungsschwerpunkte: Mobilitätsforschung, Innovations- und Wissenschaftsforschung.

**Martin Korte**, Professor für Tierphysiologie und Leiter des Zoologischen Institutes der TU Braunschweig seit 2004; Arbeitsschwerpunkt sind die zellulären Grundlagen von Lern- und Gedächtnisvorgängen im Säugetiergehirn; Habilitation an der LMU München 2001; Arbeitsgruppenleiter am MPI für Neurobiologie, Martinsried; Heisenberg-Stipendium der DFG, 1999 bis 2004 Mitglied der Jungen Akademie.

**Alexander Košenina**, Professor für deutsche Literatur in Bristol, promovierte und habilitierte sich an der FU Berlin. Lehrstuhlvertretungen an der HU Berlin, in Darmstadt, Saarbrücken; Gastsemester in Cincinnati, Madison, Urbana/Illinois, Peking. Publikationen zur Kultur- und Literaturgeschichte des 17. bis 20. Jahrhunderts. Zuletzt erschienen: *Der gelehrte Narr. Gelehrten satire seit der Aufklärung* (2003); *Karl Philipp Moritz* (2006).





**Gregor Markl** hat seit 1999 die Professur, seit 2005 den Lehrstuhl für Petrologie an der Universität Tübingen inne. Er erhielt 2002 den mit 500 000 Euro dotierten Alfred-Krupp-Preis für junge Hochschullehrer, ist derzeit Direktor des Instituts für Geowissenschaften der Universität Tübingen und war von 2005 bis 2006 Präsident der Deutschen Mineralogischen Gesellschaft. Seit 2002 Mitglied der Jungen Akademie.

**Christoph Marksches**, geboren 1962, Ordinarius für ältere Kirchengeschichte (Patristik) an der HU Berlin und zugleich deren Präsident, Mitglied der Akademien der Wissenschaften zu Berlin, Erfurt und Heidelberg sowie der Europäischen Akademie der Künste und Wissenschaften, Sekretar der Geisteswissenschaftlichen Klasse der BBAW, 2001 mit dem Leibniz-Preis der DFG ausgezeichnet.

**Christoph Mielzarek**, geboren 1973, von 1992 bis 1996 Studium der Betriebswirtschaftslehre, seit 2000 Student der mittelalterlichen Geschichte an der HU Berlin; derzeit Redaktionsassistent bei GEGENWORTE.

**Bruno Preisendörfer**, geboren 1957, studierte Germanistik, Politikwissenschaft und Soziologie in Frankfurt am Main und Berlin. Er ist freier Publizist und Schriftsteller. Zuletzt erschienen: *Die Beleidigungen des Glücks* (Erzählungen, 2006), *Die letzte Zigarette* (Roman, 2006).

**Birger P. Priddat** studierte Volkswirtschaft und Philosophie und war Assistent an der Universität Hamburg bei den Finanzwissenschaftlern; Lehrstuhl für Volkswirtschaft und Philosophie an der Universität Witten/Herdecke, seit 2003 Lehrstuhl für Politische Ökonomie an der Zeppelin University Friedrichshafen; 2003 bis 2005 Mitglied der interdisziplinären Arbeitsgruppe ›Eliten-Integration‹ an der BBAW.

**Wolfert von Rahden** lehrte und forschte als Linguist und Sozialwissenschaftler an der FU Berlin und war wissenschaftlicher Referent und stellvertretender Direktor des Einstein Forum Potsdam; danach arbeitete er an der Nietzsche-Manuskript-Ausgabe und war 2005 bis 2006 verantwortlicher Gründungsredakteur der *Zeitschrift für Ideengeschichte*; derzeit verantwortlicher Redakteur der GEGENWORTE.

**Helmut Schwarz**, geboren 1943, Studium der Chemie an der TU Berlin, Professur für organische Chemie an der TU Berlin, Leibniz-Forschungspreis 1990, seit 1992 Mitglied der BBAW und seit 2001 Vizepräsident der DFG.

**Dagmar Simon**, Politikwissenschaftlerin, Referat Forschungsplanung und -koordination des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB); Mit-Koordinatorin der Projektgruppe ›Wissenschaftspolitik‹ am WZB; zurzeit am Aufbau des Instituts für Forschungsinformation und Qualitätssiche-

rung (IFQ) beteiligt; Forschungsschwerpunkte: Wissenschaftsforschung, insbesondere Evaluationsforschung, und Genderforschung.

**Andreas Urs Sommer**, geboren 1972, Promotion 1998 in Basel und danach Visiting Research Fellow an der Princeton University (USA) und Visiting Fellow am Institute of Germanic Studies der University of London. Heute lehrt er nach seiner Habilitation 2004 als Privatdozent am Institut für Philosophie der Universität Greifswald. Zuletzt erschienen: *Kunst des Zweifels* (2005) und *Sinnstiftung durch Geschichte?* (2006).

**Angela Spahr** studierte Philosophie an der FU Berlin, arbeitet und lehrt in den Bereichen Philosophie, Medien- und Kulturtheorie und lebt als freie Autorin in Berlin.

**Günter Stock**, geboren 1944, 1970 Promotion, 1978 Habilitation in Heidelberg, 1980 bis 1983 Professur für das Fach Vegetative Physiologie in Heidelberg, 1983 bis 2005 bei der Schering AG, seit 1989 als Mitglied im Vorstand. Mitglied des Wissenschaftsrates sowie des Senats- und des Verwaltungsrates der MPG, Vizepräsident der MPG, Senator der DFG; Mitglied im Konvent für Technikwissenschaften der Union der deutschen Akademien (acatech) und der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste. Seit Januar 2006 Präsident der BBAW.

**Rudolf G. Wagner** ist Professor für Sinologie an der Universität Heidelberg. Neben einer dreibändigen Studie über den Philosophen und Kommentator Wang Bi (226–249) hat er vor allem im Bereich der modernen chinesischen Politik-, Sozial- und Literaturgeschichte gearbeitet. Für seine wissenschaftliche Arbeit erhielt er 1992 den Leibniz-Preis der DFG. Er ist Mitglied der BBAW.

**Conrad Wiedemann**, geboren 1937, ist Professor emeritus für deutsche Literatur; Studium der Literatur- und Kunstgeschichte. Seit 1972 Professor in Frankfurt am Main, Gießen und an der TU Berlin, Gastprofessuren in Wien, Göttingen, Jerusalem, 1987/88 Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin. Gründungsmitglied der BBAW.

**Ingrid Wünnig**, geboren 1958, 1977 bis 1985 Studium und Promotion in Biologie in Tübingen. 1985 bis 1990 Wissenschaftlerin am MIT in Cambridge und an der State University of New York in Stony Brook, USA. Seit 1990 waren ihre weiteren beruflichen Stationen die DFG in Bonn und die European Science Foundation in Straßburg. Heute leitet sie den Bereich Wissenschaft und Forschung bei der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart.

# Impressum

## Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt

Günter Stock, Präsident der  
Berlin-Brandenburgischen Akademie  
der Wissenschaften

## Beirat

Jens Reich, Ortwin Renn  
Stephan Seidlmayer, Jürgen Trabant  
Peter Weingart, Conrad Wiedemann

## Verantwortlicher Redakteur

Wolfert von Rahden

## Redaktionsassistentz

Christoph Mielzarek

## Dokumentation

Angela Spahr

## Bildredaktion

Christoph Kehl

## Anschrift der Redaktion

GEGENWORTE · Hefte für  
den Disput über Wissen  
Berlin-Brandenburgische Akademie  
der Wissenschaften  
Jägerstraße 22/23, D-10117 Berlin  
Telefon: (+49 30) 203 70-260  
Fax: (+49 30) 203 70-600  
E-Mail: gegenworte@bbaw.de

GEGENWORTE versteht sich als Plattform  
für einen Disput, die Beiträge im Heft  
geben nicht in jedem Fall die Meinung  
der Redaktion wieder.

Anregungen und Vorschläge sind will-  
kommen. Für unverlangt eingesandte  
Manuskripte wird keine Haftung über-  
nommen.

Mitglied des »Eurozine Network«  
[www.eurozine.com](http://www.eurozine.com)

## Korrektorat

Edition diá, Berlin  
[www.editiondia.de](http://www.editiondia.de)

## Layout und Satz

Rainer Zenz, Berlin

## Entwurf

atelier : [doppelpunkt], Berlin

## Druck

Druckhaus »Thomas Müntzer« GmbH,  
Bad Langensalza

## Ganzseitige Abbildungen

© Raffael Rheinsberg  
Seite 72: © Wrede/VG Bild-Kunst,  
Urheb-Nr. 824954

## Bildnachweis

Seite 8: Paweł Kuźniar<sup>3</sup>  
Seite 10 links: Wing-Chi Poon<sup>4</sup>  
Seite 16: Gregory Maxwell<sup>5</sup>  
Seite 19: Ulybug<sup>2</sup>  
Seite 24 rechts: powerbooktrance<sup>2</sup>  
Seite 28: ADL<sup>5</sup>  
Seite 33: Alan Mak<sup>5</sup>  
Seite 34: Georg Friedrich Kersting  
Seite 37: Aaron Logan<sup>3</sup>  
Seite 40 rechts: Fred Hsu<sup>5</sup>  
Seite 42: Magnus Manske<sup>1</sup>  
Seite 49: Soman<sup>3</sup>  
Seite 52: Torinberl<sup>5</sup>  
Seite 60/77: William Hogarth  
Seite 75: Diomidis Spinellis<sup>4</sup>  
Seite 81: Wolfert von Rahden,  
»Eine Antwort ersten Ranges«  
Seite 83: Paul Louis<sup>4</sup>  
Seite 84 links: Pfctdayelise<sup>4</sup>

1: CC-BY 1.0

2: CC-BY 2.0

3: CC-BY 2.5

4: CC-BY-SA 2.5

5: GNU-Lizenz

<http://de.wikipedia.org/wiki/>

GNU-Lizenz für freie Dokumentation

<http://commons.wikimedia.org>

Die übrigen Abbildungen stammen aus dem  
Archiv der BBAW.

## Erscheinungsweise

GEGENWORTE erscheint zweimal jährlich,  
jeweils im Frühjahr und im Herbst. Die  
Inhaltsverzeichnisse der Hefte 1 bis 17  
finden Sie im Netz unter  
[www.gegenworte.org](http://www.gegenworte.org)

## Bezugsbedingungen

Abonnement (2 Hefte pro Jahr) € 16,-  
zzgl. Versandkosten von € 5,- (Inland)  
bzw. € 7,50 (Ausland)  
Preis des Einzelheftes € 9,-  
zzgl. Versandkosten von € 3,-

## Verlegerische Betreuung, Vertrieb, Abonnement und Anzeigen

Akademie Verlag  
Palisadenstraße 40, D-10243 Berlin  
E-Mail: [info@akademie-verlag.de](mailto:info@akademie-verlag.de)  
[www.akademie-verlag.de](http://www.akademie-verlag.de)

Bestellungen von Abonnements und  
Einzelheften richten Sie bitte an:  
Oldenbourg Verlagsgruppe  
Zeitschriftenservice  
Postfach 801360, D-81613 München  
Telefon: (+49 89) 450 51-229/-399  
Fax: (+49 089) 450 51-333  
E-Mail: [reichelt@oldenbourg.de](mailto:reichelt@oldenbourg.de)

Wir freuen uns über Anzeigen, sofern sie  
mit dem Selbstverständnis des Herausgebers  
und den Zielen der Zeitschrift vereinbar  
sind.

Über Anzeigenpreise und Konditionen  
informiert:

Akademie Verlag, Christina Gericke  
Palisadenstraße 40, D-10243 Berlin  
Telefon: (+49 30) 42 20 06-40  
Fax: (+49 30) 42 20 06-57  
E-Mail: [gericke@akademie-verlag.de](mailto:gericke@akademie-verlag.de)

Geschäftsführung: Johannes Oldenbourg  
Verlagsleitung: Dr. Sabine Cofalla

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die  
der Übersetzung. Kein Teil dieser Zeitschrift  
darf in irgendeiner Form – durch Fotokopie,  
Mikrofilm oder irgendein anderes Verfah-  
ren – ohne schriftliche Genehmigung des  
Verlages reproduziert oder in eine von  
Maschinen, insbesondere von Datenverar-  
beitungsanlagen, verwendbare Sprache  
übertragen oder übersetzt werden. Es gelten  
die Bestimmungen des Urheberrechts. Ab-  
druck nur nach Genehmigung durch den  
Verlag und mit genauer Quellenangabe.

© 2007 by Akademie Verlag GmbH  
Gedruckt in der Bundesrepublik  
Deutschland.  
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.  
ISSN 1435-571 X